

# Mitteilungen

**des Uckermärkischen  
Museums- und  
Geschichtsvereins  
zu Prenzlau Uckm.**

---

Herausgegeben vom Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein zu Prenzlau

IX. Band / 1. Heft

Prenzlau 1935

# Mitteilungen

## des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau Uckm.

---

Herausgegeben vom Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein zu Prenzlau

IX. Band / 1. Heft

Prenzlau 1935





# Zur bandkeramischen Besiedlung des Kreises Prenzlau

Von Klaus Raddatz



unkel hat zuletzt das gesamte, bisher in Pommern zutage getretene bandkeramische Fundmaterial behandelt<sup>1)</sup>. Seine Verbreitungskarte<sup>2)</sup> beschränkt sich nicht nur auf Pommern, sondern gibt nach Sprockhoff<sup>3)</sup> auch eine Uebersicht über den östlichen und nördlichen Teil der Provinz Brandenburg. Sprockhoffs Karte ist auf Grund des damals (1926) in den Museen und einigen großen Privatsammlungen vorhandenen Materials gezeichnet worden; inzwischen sind aber so bedeutsame Neufunde, besonders auch Siedlungsstellen mit der typischen Tonware aufgetreten, daß mir eine Bekanntgabe dieser Funde berechtigt erscheint. — Ich beschränke mich streng auf den Kreis Prenzlau<sup>4)</sup>, zumal Umbreit eine Bearbeitung sämtlicher bandkeramischer Funde der Provinz Brandenburg plant<sup>5)</sup>.

Um ein möglichst vollständiges Verzeichnis zu geben, war es notwendig, neben dem in den Museen (Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin (St. M.), Märktisches Museum der Stadt Berlin (M. M.), Uckermärktisches Museum Prenzlau (M. P.), Heimatmuseum Angermünde (M. A.)) befindlichen, auch das in Privat- und Schulsammlungen verstreute Material zu erfassen, was bei dem kleinen bearbeiteten Gebiet gut möglich war. — Berücksichtigt wurden nur alle sicher der Bandkeramik zuzuweisende Geräte, wie hoch-

<sup>1)</sup> Brandenburgia 39, S. 37 ff. und Germania 18, Heft 3, S. 173 ff.

<sup>2)</sup> Germania, S. 175.

<sup>3)</sup> Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, 1926.

<sup>4)</sup> Der Kreis Prenzlau bildet zusammen mit den Kreisen Angermünde und Templin den nördlichsten Teil der Provinz Brandenburg, die Uckermark; während der Kreis Templin fast ausschließlich und der Kreis Angermünde zum Teil sandigen Boden hat, ist im Kreis Prenzlau, bis auf unbedeutende Ausnahmen im Südwesten und Nordosten, nur schwerer, meist lehmiger Boden zu finden. Die Verteilung der verschiedenen Böden stellt sich nach F. Müller, Polzow, Die Landwirtschaft in der Uckermark 1927, wie folgt:

Kreis	Lehm %	Ton %	Sand. Lehm lehm. Sand %	Sand %	Moor %	Wasser %
Prenzlau	68,6	1,1	17,9	4,0	4,9	3,5
Angermünde	29,0	6,2	41,1	15,3	1,6	6,6
Templin	6,3	1,5	41,5	45,4	—	5,3

<sup>5)</sup> Briefl. Mitteilung vom 17. IV. 34. Umbreit verdanke ich auch die Kenntnis der im M. M. aufbewahrten Geräte.



gewölbte Schubleistenkeile (Hinkelsteiner Art) und flache (Flomborner Art), für die Sprockhoff die treffende Bezeichnung „Plättbolzenform“ anwendet, sowie Flachhacken und Sekkeile; letztere werden, obgleich auch gewichtige Gründe gegen eine solche Deutung vorgebracht worden sind, im allgemeinen für Pflüge gehalten.

Wie in Kulmsee, Kr. Thorn<sup>6)</sup>, eine durchlochte Arbeitsart in einer Grube gefunden wurde, so mögen auch von den zahlreichen Arten mit weniger bezeichnendem Querschnitt einige der Bandkeramik zuzuweisen sein. Ich nenne eine kleine Art in der Schulsammlung Klockow, die nach dem Material — grünliches, wohl als Kiefelschiefer anzusprechendes Gestein<sup>7)</sup> — ebenfalls der Bandkeramik angehören dürfte, zumal bei Klockow durch Scherben eine Siedlung der Linearbandkeramik festgestellt werden konnte. Ein weiteres Gerät, das vielleicht mit der Bandkeramik in Zusammenhang zu bringen ist, möchte ich in den Reulenköpfen sehen, die ebenfalls den asymmetrischen Querschnitt, plane Unter- und gewölbte Oberseite haben — und zu deren Herstellung grünliches, festes Gestein bevorzugt wurde (M. P. Nr. 950). Diese Geräte fanden keine Berücksichtigung. — Alle Schubleistenkeile (außer Blindow, Grube A und Schönwerder, der in einer Steinplattenkiste gefunden sein soll) sind als Einzelfunde zu werten. Bisher war man geneigt, alle diese Geräte als auf dem Handelswege hierher gelangt anzusehen, zumal gelegentliche Verwahrfunde für eine Deutung in dieser Richtung zu sprechen schienen<sup>8)</sup>. Es liegen jedoch von verschiedenen Feldmarken mehrere solche Geräte, z. T. aus einheimischem Gestein vor, z. B. Klockow, Brüßlow, Wollschow, Wallmow, Battin, Bagemühl und Debesow, so daß es m. E. nur noch eine Frage der Zeit ist, auch auf diesen Feldmarken — wie in Klockow — die handkeramischen Siedlungen durch Scherben zu belegen.

Wie schon v. Richthofen zeigt<sup>9)</sup>, ist eine sichere zeitliche Gliederung der Schubleistenkeile auf Grund der einzelnen Typen bisher nicht möglich: Während in Kulmsee<sup>10)</sup> ein Bruchstück eines hochgewölbten Schubleistenkeils gefunden wurde, ergab die linearbandkeramische Siedlung bei Repenow zwei Schubleistenkeile der flachen Flomborner Art, der Schelliner Wohnplatz ein ebensolches und ein hochgewölbtes Bruchstück<sup>11)</sup>. In Grube A der linearbandkeramischen Siedlung Blindow (siehe unten!) kam ein kleiner hochgewölbter Schubleistenkeil zutage, während ein zweiter auf der Oberfläche gefunden wurde. Ähnlich liegen auch die Verhältnisse in Westdeutschland<sup>12)</sup>.

Ich gebe zuerst eine Zusammenstellung der hochgewölbten Schubleistenkeile Hinkelsteiner Art, deren Anzahl im Vergleich mit den pommerschen Gebieten sehr hoch ist:

<sup>6)</sup> Kostrzewski, Eine Ansiedlung der älteren Bandkeramik in Kulmsee, Kr. Thorn, in Pomerellen (polnisch) Rocznik Muzeum Wielkopolskiego für das Jahr 1928, Posen 1929, S. 100 ff.

<sup>7)</sup> Vergl. B. v. Richthofen, Zur handkeramischen Besiedlung im Bereich der unteren Oder. Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 7, S. 18, ff.

<sup>8)</sup> In letzter Zeit ist ein Verwahrfund von Schubleistenkeilen hart an der Uckermärkischen Grenze auf Pasewalker Feldmark bekannt geworden. Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 1928, S. 153 (M. Schulze).

<sup>9)</sup> A. a. O. S. 19.

<sup>10)</sup> Kostrzewski, a. a. O. S. 115.

<sup>11)</sup> Kunkel, a. a. O., S. 176.

<sup>12)</sup> W. Buttler, Die Bandkeramik in ihrem nordwestlichen Verbreitungsgebiet. Römisch-Germanische Kommission, 19. Bericht 1929.

Nr.	Fundort	Fundumstände	Nachweis
1	Bagemühl	⊙ *) Einzelfund	St. M. I f 2963
2	Bagemühl	Einzelfund	St. M. I f 2967
3	Battin	Einzelfund	M. M. II 28390
4	Battin	Einzelfund	M. M. II 28506
5	Blindow	Oberflächenfund auf der linearbandkeram. Sdlg.	M. P. 1366
6	Blindow	Grube A	M. P. 1368 b
7	Brüßow	⊙ Einzelfund	Elg. v. d. Hagen, Schmiedeberg Um.
8	Brüßow	⊙ Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
9	Brüßow	Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
10	Damerow	Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
11	Debelow	Einzelfund	Schulflg. Debelow
12	Debelow	(Bruchstück) Einzelfund	M. P. 1084
13	Göriz	Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
14	Güstow/Mühlhof	⊙ (Bruchst.) Einzelfund	M. A.
15	Gießfeldt	Einzelfund	M. P. 1117
16	Kloßow	Einzelfund	Schulflg. Kloßow
17	Kloßow	Einzelfund	Elg. M. Schulze, Neuruppin
18	Prenzlau	Einzelfund	M. P. 910
19	Röpersdorf	Einzelfund	M. P. 637
20	Schönwerder	mit Hammer II 9040 in einer Steinplattenfisse	M. M. II 9053
21	Wallmow	Einzelfund	M. P. 1205
22	Wallmow	⊙ Einzelfund	M. P. 1382
23	Wollin	Einzelfund	M. P. 1116
24	Wollschow	Einzelfund	M. M. II 27575
25	Wollschow	Einzelfund	M. M. II 27576
26	Wollschow	Einzelfund	Elg. R. Duckwih, Wollschow

Auffällig ist die geringe Länge des Schubleistenkeils von Blindow, Grube A, der 6,5 Zentimeter mißt, während der Keil von Prenzlau 6,2 Zentimeter und der von Göriz 7 Zentimeter lang ist. Ob diese zur praktischen Verwendung ungeeigneten Geräte als Symbole oder Spielzeug aufzufassen sind, sei dahingestellt.

Die Anzahl der flachen Schubleistenkeile Flomborner Art ist weit geringer, bisher konnten nur fünf festgestellt werden: (Ein weiterer Flomborner durchbohrter Keil ist inzwischen von der Feldmark Neuenfeld bekanntgeworden.)

\*) bedeutet: durchbohrt.



Nr.	Fundort	Fundumstände	Nachweis
1	Drenzlau (Alexanderhof)	(Bruchstück) Einzelfund	M. P. 948
2	Schönwerder	Einzelfund	M. M. II 9060
3	Wallmow	(Bruchstück) Einzelfund	M. P. 1288
4	Wollin	☉ Einzelfund	St. M. I f 497
5	Wollschow	Aus Brandgrab <sup>13)</sup>	M. M. II 27600

Ein weiteres typisches Gerät ist die Flachhacke, die ja weiter nichts ist als ein extrem flacher Schubleistenkeil. In Blindow wurde eine solche in Grube R 1 gefunden. Die Verteilung der Flachhacken stellt sich wie folgt dar:

Nr.	Fundort	Fundumstände	Nachweis
1	Battin	Einzelfund	M. M. II 28391
2	Battin	Einzelfund	M. M. II 28395
3	Battin	Einzelfund	M. P. 944
4	Bagemühl	Verwahrfund	St. M. 2964
5	Bagemühl	Verwahrfund	St. M. 2965 eine fast spitznackig siehe auch Tab. 4
6	Bagemühl	Verwahrfund	St. M. 2966
7	Blindow	Grube R 1	M. P. 1367 a
8	Drenzlau (Magnushof)	Einzelfund	M. P. 46
9	Wollschow	Einzelfund	M. M. 27569

Ueber die Zugehörigkeit der sogen. Sekkeile zur Bandkeramik herrscht nicht Einmütigkeit. Während W. Buttler<sup>14)</sup> die Frage offen läßt, spricht sich Sprockhoff<sup>15)</sup> für die Zugehörigkeit zur Schnurkeramik aus. Kunkel<sup>16)</sup> rechnet sie mit Sicherheit zur Bandkeramik. Ich schließe mich dieser Ansicht an, zumal im Verwahrfund von Bagemühl Geräte, die als bandkeramisch bekannt sind (Flachhacken), mit Sekkeilen vergesellschaftet vorkommen.

<sup>13)</sup> Die Bezeichnung: „Aus Brandgrab“ stammt von A. Bresin-Wollschow, dessen Sammlung vom M. M. erworben wurde. M. E. ist von B. eine Herd- bzw. Abfallgrube als Brandgrab angesprochen worden. (Siehe: Uckermärkischer Kurier vom 27. I. 35 A. Bresin: Vorgeschiedliche Siedlungen in der Uckermark) . . . habe ich öfters Stellen gefunden, wo Branderde und Asche zwischen Steinpackungen lag. Damals hielt ich diese Stellen für Brandgräber aus der Zeit der Leichenverbrennung. Erst durch Professor Riefelbusch wurde ich auf den Gedanken gebracht, daß es sich um Siedlungen handeln könne.

<sup>14)</sup> W. Buttler a. a. O. S. 172.

<sup>15)</sup> A. a. O. S. 180.

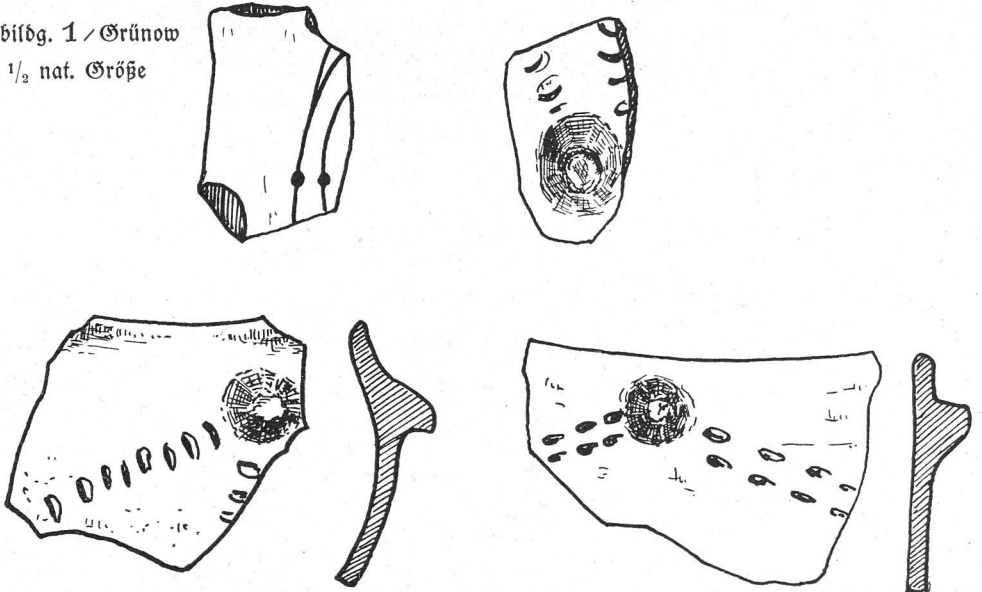
<sup>16)</sup> A. a. O. S. 175.

Nr.	Fundort	Fundumstände	Nachweis
1	Bagemühl	Verwahrfund	St. M. 2961
2	Bagemühl	Verwahrfund	St. M. 2962
3	Basedow	Skelettgrab	M. P. 342
4	Brüßfow	Einzelfund	St. M. I f 6472
5	Brüßfow	Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
6	Klinkow	Einzelfund	Elg. v. d. Hagen
7	Schönwerder	Einzelfund	M. P. 342
8	Trampe	Verwahrfund	M. P. 396
9	Trampe	Verwahrfund	M. P. 396
10	Zollchow	Verwahrfund?	M. P. 340
11	Zollchow	Verwahrfund?	M. P. 341

## Grünow

Im Udermärkischen Museum zu Prenzlau liegen bereits seit 1904 linearbandkeramische Scherben, ohne daß ihr Charakter erkannt worden wäre. Sie wurden zusammen mit Scherben der älteren Kaiserzeit von dem Domänenpächter Meyer-Grünow dem damaligen Rustos Nied übergeben. Dem Umstand, daß sie bei der Katalogisierung durch E. Blume übersehen wurden, ist es zuzuschreiben, daß ihre kulturelle Zugehörigkeit nicht eher erkannt worden ist. Die Fundortangaben lauten: „Zwischen See und Chaussee“. Ich konnte wohl am See eine kaiserzeitliche Siedlung feststellen, bandkeramische Scherben waren bisher jedoch nicht zu finden. Die Scherben, die unter Nr. 960 im Uder-

Abbildg. 1 / Grünow  
ca. 1/2 nat. Größe





märkischen Museum liegen, gehören bis auf eine zur größeren Gebrauchsware (Abb. 1), deren Ton mit Steingrus untermischt ist. Während Scherbe a von einem halbfugligen Gefäß stammt, das zu leichter Randbildung neigt, zeigt Scherbe b eine steile Wandung. Zu beachten ist bei Scherbe b die Bildung der nasenförmigen Nuppe. Einmal kommt auch eine Nuppe mit Näpfcheneindellung vor. Die Verzierung der Scherben a—c besteht aus schrägen Reihen bzw. Doppelreihen von Fingernageleindrücken. Scherbe d vertritt die feinere Gattung, die schon durch ihren gut geschlammten, auf beiden Seiten überfangenen Ton auffällt. Verziert ist diese mit 2 nahezu parallel verlaufenden Linien.

## Klockow

Bei einer Besichtigung der Schulsammlung in Klockow, die hauptsächlich aus steinzeitlichen Einzelfunden besteht, fand ich unter anderen auch zwei der Linearbandkeramik angehörende Scherben, die mir für das Museum übergeben wurden (Abb. 2 a—b). Der nähere Fundort war unbekannt. Eine daraufhin vorgenommene Begehung der Feldmark führte zur Entdeckung der Siedlung. Diese liegt am Weg, der von Klockow zur Chaussee führt, etwa dort, wo die Kleinbahnstrecke an den Weg stößt, an einem verlandeten Tümpel. Auf einigen dunklen Stellen, die sich deutlich von dem lehmigen Boden abzeichneten, konnte ich außer mehreren unverzierten Scherben, die durch die Beschaffenheit des Tones schon ihre kulturelle Zugehörigkeit ausweisen, die Scherben c—e auf sammeln, deren Verzierungen eindeutig genug sind. Die Scherbe d, die zur groben Ware gehört, zeigt neben der typischen Nuppe einen Fingernageleindruck. Der aus grauem Silix hergestellte Schaber wurde auf der Oberfläche einer solchen dunklen Stelle gefunden, seine Gleichzeitigkeit mit den Scherben kann daher wohl angenommen werden.

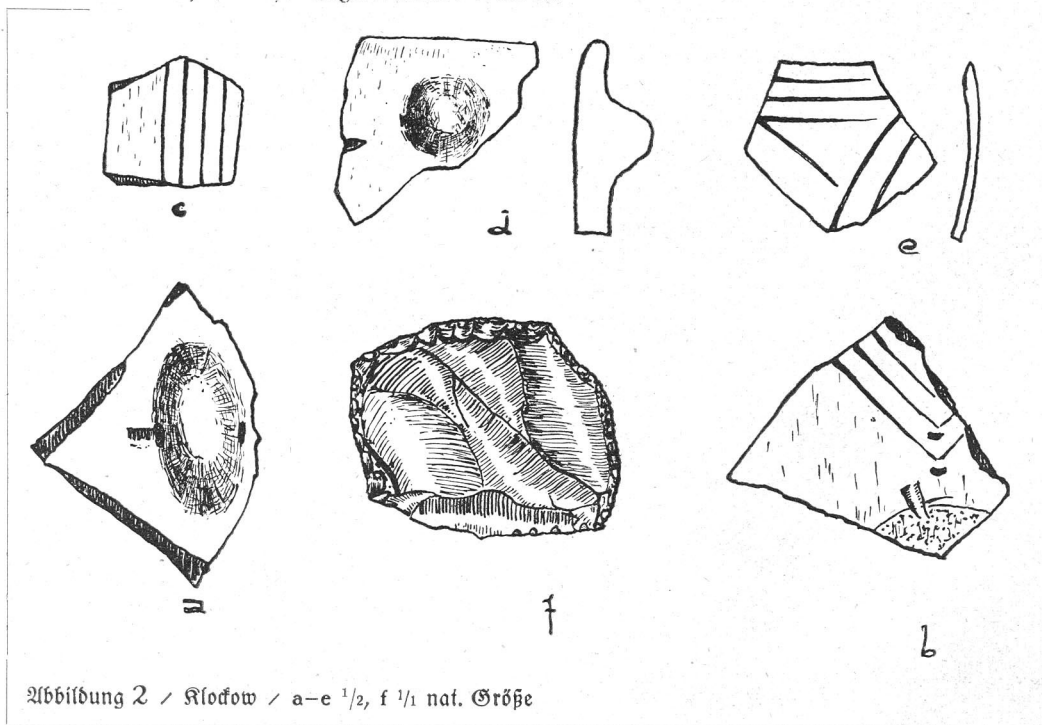


Abbildung 2 / Klockow / a—e  $\frac{1}{2}$ , f  $\frac{1}{1}$  nat. Größe

# Blindow

Westlich des Dorfes Blindow schiebt sich hinter der Blockstelle der Strecke Prenzlau—Pafewalk der Berlin-Stralsunder Eisenbahnlinie eine Landzunge halbinselartig in das Uckerbruch, deren Abhänge aus lehmigem Sand bestehen, während sich auf der Kuppe feiner gelber Sand findet. Bei einer Begehung dieser Landzunge zeigten sich mehrere schwarze Stellen, auf denen sich geglähtete und zersprungene Steine, Tierknochen und Scherben vorfanden. Eine vorgenommene Abdeckung der Humusschicht zeigte, daß eine dieser Stellen schon so zerpflegt war, daß sich der Umriß der ursprünglichen Grube nicht mehr erkennen ließ.

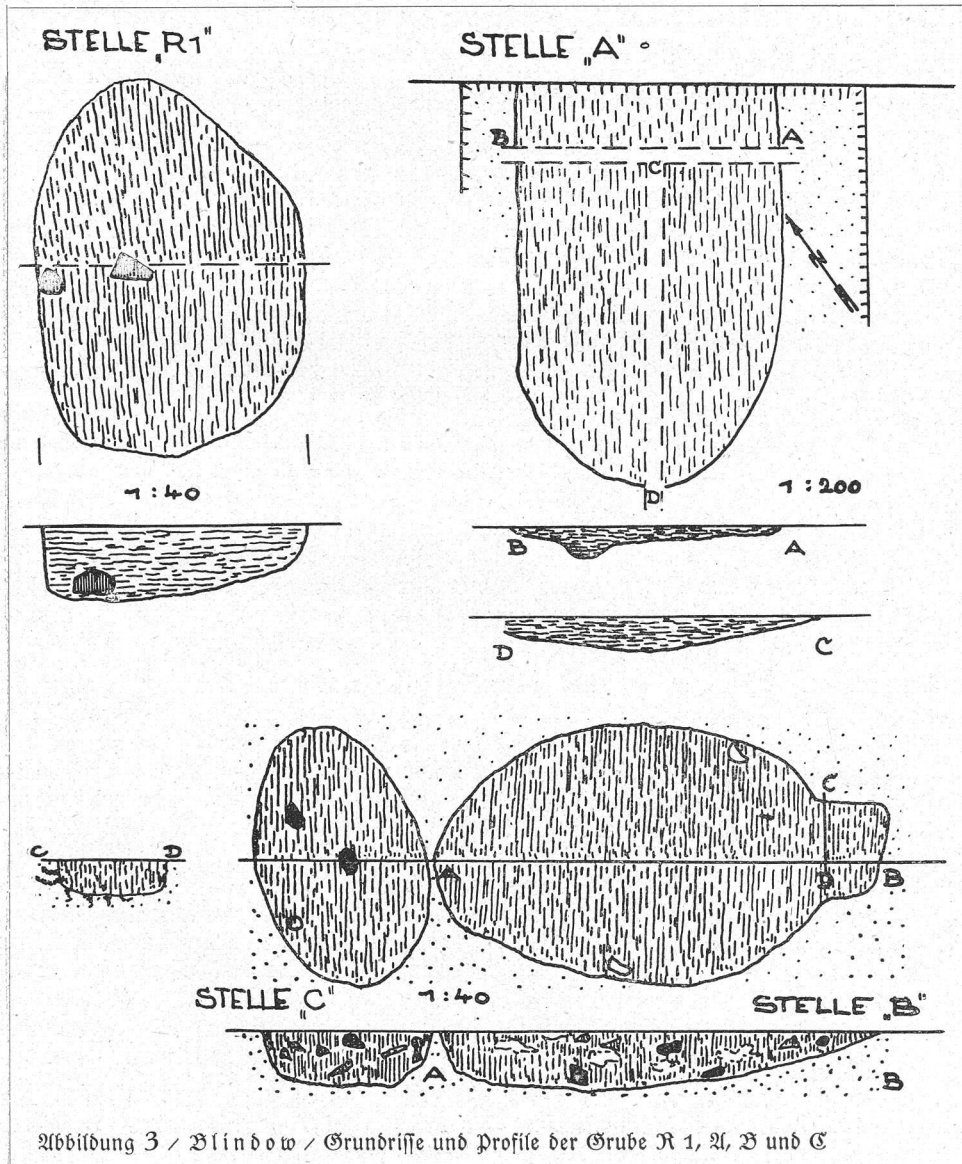


Abbildung 3 / Blindow / Grundrisse und Profile der Grube R 1, A, B und C



Die im Auftrage des Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodentertümer der Provinz Brandenburg vorgenommene Ausgrabung wurde, da die Herbstbestellung bevorstand, noch im September 1934 ausgeführt<sup>17)</sup>.

Grube R 1 (Abb. 3) war länglich-oval und maß in der Länge 2,20 Meter, während sie 1,55 Meter breit und 40 Zentimeter tief war. Im Profil fiel die Grube im Westen steil ab, um dann zum Ostrand anzusteigen. Die Füllerde war gleichmäßig schwarz, die Ränder zeichneten sich daher deutlich im hellen Boden ab. Als Inhalt fanden sich einige gröbere Scherben, deren Ton in der Farbe an den mittelalterlichen Gefäße erinnert, das Bruchstück eines Siebgefäßes (siehe Tafel I, 4) sowie einige verzierte Scherben (Tafel I, 3).

Grube R 2 war vollständig zerpflegt, so daß weder Grundriß noch Profil deutlich zu erkennen waren. Die Stelle scheint sich etwa über 4 Meter erstreckt zu haben. In der vom Pflug umgewühlten Füllerde fanden sich außer Scherben das Bruchstück einer doppelseitigen Reibeplatte, einige Abschläge, ein kleines Knochenstück sowie eine Flachhaxe.

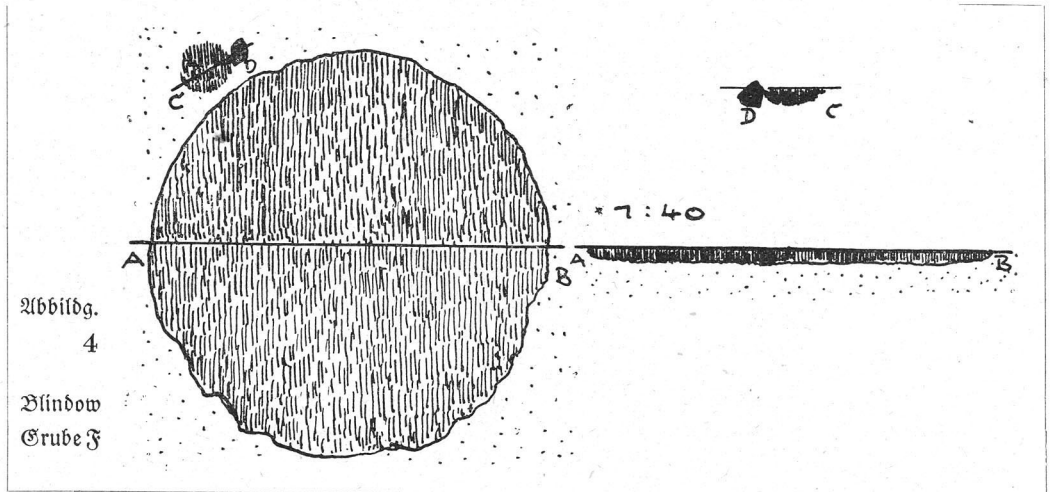
Die Scherben gehören z. T. zu einem Gefäß in Flaschenform (Tafel I, 5). Der Ton ist im Kern dunkel, innen und außen graubraun und mit feinem Steingruß unterseht. Am Rande des Gefäßes, dessen Hals ohne Absatz in den Bauch übergeht, umlaufend befindet sich ein Kranz eng aneinandergereihter Warzen, auf der Schulter gratförmige, vertikale, viermal gekerbte Nuppen, deren Anzahl sich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln läßt. Der Hals des Gefäßes, sowie auch anscheinend der obere Teil des Bauches ist dicht mit Fingernageleindrücken verziert. Das Bruchstück der Reibeplatte, die aus Granit besteht, ist 17 Zentimeter breit, 12 Zentimeter lang und zeigt auf beiden Seiten in der Breite Reibe- bzw. Schleifspuren.

Die Flachhaxe (Abb. 6, 1), die aus festem, grünlichem Gestein besteht, ist an der Schneide und am Nacken stärker beschädigt. Die Unterseite ist plan; die gewölbte Oberseite stößt unter Neigung zu Fasettenbildung in einem scharfen Grat mit der Unterseite, die sich zur Schneide abdacht, zusammen. Länge: 12,1 Zentimeter, Breite der Schneide: 5,1 Zentimeter, Nacken: 3 Zentimeter. Unter den Abschlägen sind zwei Späne aus grauem Silur zu nennen, von denen der eine Retouchen zeigt (Abb. 5, 1).

Grube U (Abb. 3). Die niereenförmige Grube U, deren Breite 7,20 Meter betrug, konnte in der Länge nicht vollständig aufgedeckt werden. Die freigelegte Länge betrug 11,30 Meter. Der Schnitt B—U zeigte, daß von B aus zwischen 1,20 und 2,30 eine kesselförmige, 50 Zentimeter tiefe Grube lag. Die Wohngrube, denn als solche möchte ich diese ansprechen, war an dieser Stelle sehr flach, nur 25 Zentimeter tief, im Schnitt C—D jedoch bedeutend tiefer, zur Mitte sanft abfallend, und hier nahezu 1 Meter tief. Die Füllerde war gleichmäßig dunkelbraun gefärbt, von der sich die der im Schnitt B—U gelegenen Grube nicht unterschied. Auf der Sohle im Schnitt C—D lagen einige Steine, die jedoch keine Herdpackung ergaben. Funde waren auffällig dürftig: Dicht unter der Aickerschicht fanden sich einige Scherben, ein Feuersteinmesser und Abschläge, ein kleiner Schubleistenkeil sowie wenige Bruchstücke von Tierknochen. Auf der Oberfläche der Grube, an der Grenze zur Aickerschicht lag ein winziger Scherben der havelländischen Kultur. — Irgendwelche Anzeichen über die Beschaffenheit des Oberbaues oder der Ueberdachung waren nicht zu ge-

<sup>17)</sup> Herrn Bauer Fähmann, der die Ausgrabung auf seinem Lande bereitwilligst gestattete, sowie Herrn Amtsvorsteher Radefke, der durch Bestellung von Arbeitern die Ausgrabung wesentlich förderte, sei auch an dieser Stelle gedankt.

winnen. — Die Länge des Schubleistenkeils (Abb. 6, 2) beträgt 6,5 Zentimeter, die Breite 1,4 Zentimeter. Das Gestein ist grün bis dunkelgrün, in der Längsrichtung des Gerätes dunkle Adern zeigend. — Die Fundarmut dieser Grube paßt recht gut zum Charakter einer Wohngrube: Unrat, wie zerbrochene Töpfe und Tierknochen wurden nicht in derselben geduldet, sondern in einer besonders dazu ausgehobenen Abfallgrube vergraben (Grube B, C).



Grube B (Abb. 3) lag nahe zu auf der höchsten Erhebung der Landzunge zusammen mit Grube C. Die annähernd ovale Grube, deren Länge 2,60 Meter und Breite 1,50 Meter betrug, zeigte am Ostrand eine eigenartige, nahezu rechteckige Ausbuchtung, die etwa 35 Zentimeter lang war. Im Profilschnitt A—B fiel die Grube sanft ab, um etwa in der Mitte ihre größte Tiefe zu erreichen, die 30 Zentimeter betrug; sie stieg sodann zum Westrand steiler an. Die Gruben B und C lieferten die meisten Funde der ganzen Ausgrabung. In wirrem Durcheinander fanden sich zerschlagene, gelegentlich angekohlte Tierknochen, Scherben, geglähte Steine, Feuersteinabschläge, Muscheln (*Unio Crassus*) und ein Knochenpfriem, sowie etwas gebrannter Lehm. Die Füllerde war grau, zum Teil dunkler und mit Holzkohleteilschen, zum Teil mit reinem Sand unterseht.

Aus den Scherben ließ sich ein Gefäß zur Hälfte zusammensetzen (Tafel III, 6). Das aus blaugrauem, fein geschlämmtem Ton hergestellte kugelige Gefäß, dessen Wandungstärke am Boden noch 1,2 Zentimeter beträgt, ist am Rande nur noch 0,5 Zentimeter stark. Die Farbe wechselt von graubraun bis blaugrau, die Außenseite ist aufs sorgfältigste geglättet. Ueber die Bildung des Bodens läßt sich mit Sicherheit nichts aussagen, man wird jedoch in Uebereinstimmung mit den übrigen Bodenscherben (auch Gefäß aus Grube C!) eine leichte Standfläche annehmen können. Das typische linearbandkeramische Liniemuster ist aus der beigegebenen Abbildung deutlich genug zu erkennen, so daß sich eine weitere Beschreibung erübrigt. Höhe: 14 Zentimeter, Randdurchmesser: 13,5 Zentimeter, größter Durchmesser: 19 Zentimeter.

Unter den anderen Scherben ist eine bemerkenswert, die dicht unter dem Rand drei kleine Warzen zu sitzen hat, von denen horizontal doppelte Reihen von Nageleindrücken um den Rand verlaufen (Tafel II, 2). Von derselben Warzengruppe hängen schräge Doppelreihen von Nageleindrücken auf den Bauch her-

ab; offensichtlich befand sich auf dem Bauch gleichfalls eine Warzengruppe, analog den auf Lücke stehenden Nuppen des kleinen Gefäßes aus Grube C.

Weiter sei eine Scherbe eines Siebgefäßes genannt, die dasselbe Profil wie die Scherbe aus Grube R 1 zeigt, nämlich einen bauchigen Körper, der sich zum Halse zu einer kleinen Öffnung verengt (Tafel I, 10). Die wichtigsten Scherben sind auf Tafel I und II dargestellt; über die Beschaffenheit des Tones sei noch gesagt, daß die mit Nagelindrücken verzierten Scherben meist aus etwas größerem, braunem bis bläulich-schwarzem Ton hergestellt sind, während die feinere Ware, gelegentlich jedoch auch einige Scherben, deren Wandung bis 1,5 Zentimeter stark ist, aus sorgfältig geschlämmtem, blaugrauem Ton besteht, der manchmal eine hell-lederfarbene Außenschicht aufweist; es kommen jedoch auch einige Scherben vor, die — wie bei alten Ziegeln — ein dunkles Rot zeigen. Beim Waschen der Scherben löste sich von einigen die glatte Außenschicht, so daß der rohe Ton zum Vorschein kam. Innen sind die Scherben ebenfalls sorgfältig geglättet, meist tiefschwarz, bei einigen sind Kratzspuren wie von einem Krautbüschel zu sehen, einige zeigen feichte, dicht aneinandergereihte Glättespuren, von denen noch zu sprechen ist.

Der 11,7 Zentimeter lange Knochenprim zeigt am oberen Drittel deutliche Schnittflächen, die horizontal durch feine, dicht nebeneinandergestellte Einschnitte geraut sind. Vielleicht sollten diese Schnitte das Abrutschen einer Umwicklung verhindern, mit der der Prim zwecks besserer Handhabe versehen war. Während der Querschnitt des Prim am oberen Ende unregelmäßig ist, wird er zur Spitze, die elfenbeinartig glänzt, oval.

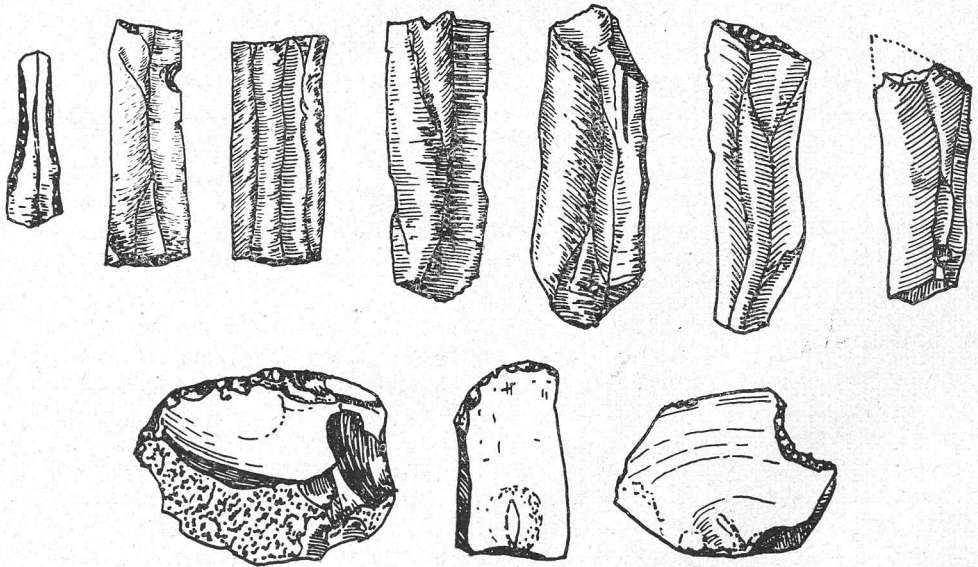


Abbildung 5 / Silexgeräte von der Blindower Siedlung / 1/2 nat. Größe

Unter den Feuersteinabschlägen ist ein Stichel nennenswert (Abb. 5, 6), dessen Oberfläche von Rissen durchzogen wird, was auf Feuereinwirkung zurückzuführen ist. Daß mit diesem Gerät tatsächlich gearbeitet worden ist, zeigen die feinen Scharten auf der linken Schneide, die auf die obere Hälfte derselben beschränkt sind. In der gleichen Ausdehnung ist an der Schneide ein schwacher

Glanz wie von Politur herrührend zu beobachten, was auf eine Verwendung dieses Gerätes bei der Bearbeitung härterer Stoffe, etwa Knochen oder Horn schließen läßt.

Alle hohlen Knochen sind aufgeklagen, offensichtlich, um denselben das Mark zu entnehmen, gelegentlich sind diese angekohlt. Es sind (ich gebe den Wortlaut, der von Herrn Prof. Hilzheimer<sup>18)</sup> mitgeteilten Ergebnisse) Reste eines kräftigen Hausrindes und Knochen zweier weiterer Rinder: 1. ein junges, das wohl ein gewöhnliches Hausrind ist; 2. untere Enden je eines Metatarsus und Metacarpus sowie Calcaneus von so riesigen Ausmaßen, daß wohl an ein Ur zu denken ist. Weiter Bruchstück vom Oberschenkel und Oberarm von Schaf oder Ziege.

Grube C (Abb. 3), die westlich von Grube B lag, war oval und maß in der Länge 1,55 Meter, in der Breite 1 Meter. Die Tiefe betrug 30 Zentimeter, die Sohle verlief nahezu horizontal, um dann ziemlich steil anzusteigen. Im allgemeinen lag derselbe Befund wie bei Grube B vor. Auf der Sohle der Grube, mit dem Boden nach oben, leicht schräg geneigt, lag ein kleines, kugeliges Gefäß, das mit dunkler Erde angefüllt war (Tafel IV, 1). Die Farbe des Gefäßes, dessen Äußeres weniger sorgfältig geglättet ist, ist schmutzig-grau bis braun. Der Durchmesser der kleinen, jedoch deutlich abgesetzten Standfläche beträgt 4,5 Zentimeter, der Randdurchmesser 8,3 Zentimeter, der größte Durchmesser 12,5 Zentimeter, die Höhe 8,5 Zentimeter. Etwa 1 Zentimeter unter dem Rande sitzen vier gegenständige Nuppen, die untereinander durch eine umlaufende, aus Fingernageleindrücken bestehende Linie verbunden sind. Die Kleinheit der Fingernageleindrücke läßt, worauf bereits Kunkel hingewiesen hat<sup>19)</sup>, auf weibliche Hände schließen. Auf Lücke sind auf dem Bauch vier weitere Nuppen angebracht, zu denen gleichfalls Linien in derselben Technik herabführen. Ein Bruchstück eines weiteren Gefäßes zeigt die typische Linearverzierung (Tafel IV, 2): Um den Rand umlaufend drei parallele Linien, die gelegentlich durch längliche Einstiche gekerbt sind, die auch bei den rundbogigen, bis auf den Boden reichenden Schwunglinien wiederkehren. Die Felder, die von den rundbogigen Schwunglinien eingerahmt werden, sowie die Zwickel zwischen den Rundbogen sind durch drei parallele, gekerbte Striche ausgefüllt, wobei sich die Länge der Striche der Verengung der Zwickel einpaßt. Höhe: 10 Zentimeter. Farbe gelblich-grau, gut geglättet. Leichte Standfläche.

Von einem flaschenförmigen Gefäß, das mit Linienverzierung und mit doppelten Dellen versehenen Zapfen verziert ist, stammen wenige Scherben (Tafel III, 4).

Einige Scherben, die sich jedoch nicht zusammensügen ließen, gehören zu einem vortrefflich geglätteten Gefäß von schwarzer Farbe (Tafel III, 1). Um den Rand läuft eine einzelne Linie, während der ganze Gefäßkörper von regelmäßigen, winklig sich schneidenden Linien überzogen wird, die rhombische Felder bilden. Dies eigenartige Motiv geht offensichtlich auf eine Umschnürung bezw. auf ein Netz zurück, in dem das Gefäß getragen wurde<sup>20)</sup>. — Weiter sei eine mit Warzen und Fingernageleindrücken verzierte Scherbe genannt, bei der der Rand scharf nach außen umgebogen ist (Tafel III, 2). Schließlich wäre noch eine vertikal durchbohrte Schnuröse zu erwähnen, die vereinzelt geblieben ist (Tafel II, 15).

<sup>18)</sup> Herrn Prof. Hilzheimer sei auch an dieser Stelle nochmals für die freundlichst ausgeführte Bestimmung der Tierknochen gedankt.

<sup>19)</sup> A. a. O. S. 39.

<sup>20)</sup> Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge, VII. Band, S. 17.



An Geräten kam ein kugeliges Reibstein und einige messerförmige Späne, von denen einer wieder Feuereinwirkung zeigt, sowie mehrere Abschlüge aus graubraunem Sileser zutage.

Die Knochen sind: Reste von zwei Rindern, davon ist eins jung, noch mit Milchgebiss, Epiphysen und Diaphysen der Röhrenknochen sind noch nicht verstrichen. Das zweite, ein altes Tier, zeigt wieder so riesenhafte Dimensionen, daß an ein Ur gedacht werden muß (Hilzheimer).

Grube F (Abb. 4), deren Durchmesser 2 Meter bis 2,10 Meter betrug, war nur noch etwa 10 Zentimeter tief. Die Sohle verlief horizontal. In der Grube, deren Füllerde tiefschwarz gefärbt war, kamen außer Tierknochen und Malermuscheln nur wenige, unbedeutende Scherben (Tafel III, 5) und ein geglätteter Rollkiesel zutage. Die Tierknochen sind Reste eines sehr kräftigen Hausrindes. Der Rollkiesel fand offenbar bei der Herstellung der Gefäße zum Glätten der Innenwand Verwendung, worauf die obengenannten Glättespuren im Inneren der Gefäße hinzudeuten scheinen. — Vom Westrand der Grube etwa 10 Zentimeter entfernt war eine kreisrunde Stelle zu beobachten, deren Durchmesser 30 Zentimeter betrug und an deren Nordrand ein etwa faustgroßer Stein lag. Im Profil war die Stelle 10 Zentimeter tief und leicht muldenförmig. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diese Stelle als Pfostenloch anspreche. Der in dem Loch stehende Pfosten wäre somit mit einem Stein verkeilt worden.

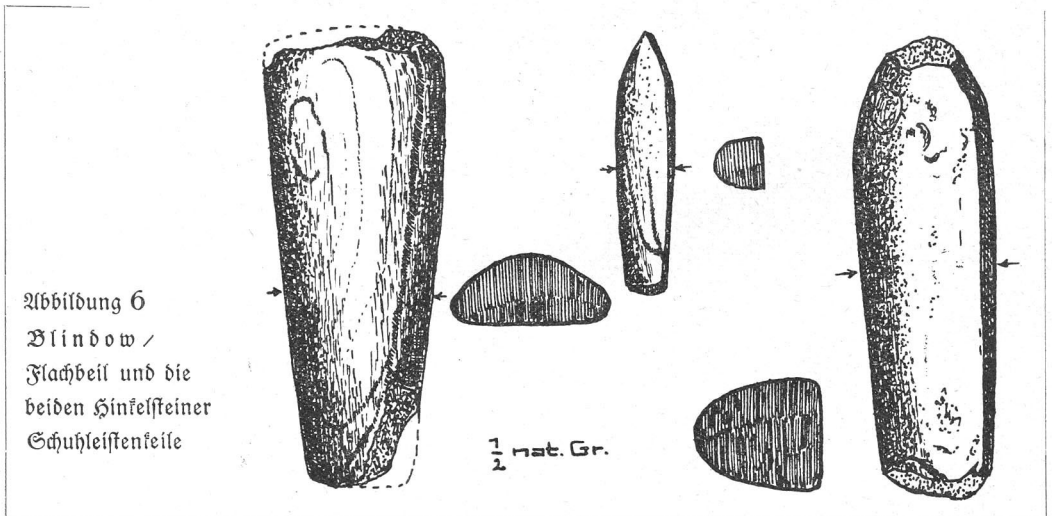


Abbildung 6  
Blindower /  
Flachbeil und die  
beiden Hinkelsteine  
Schuhleistenkeil

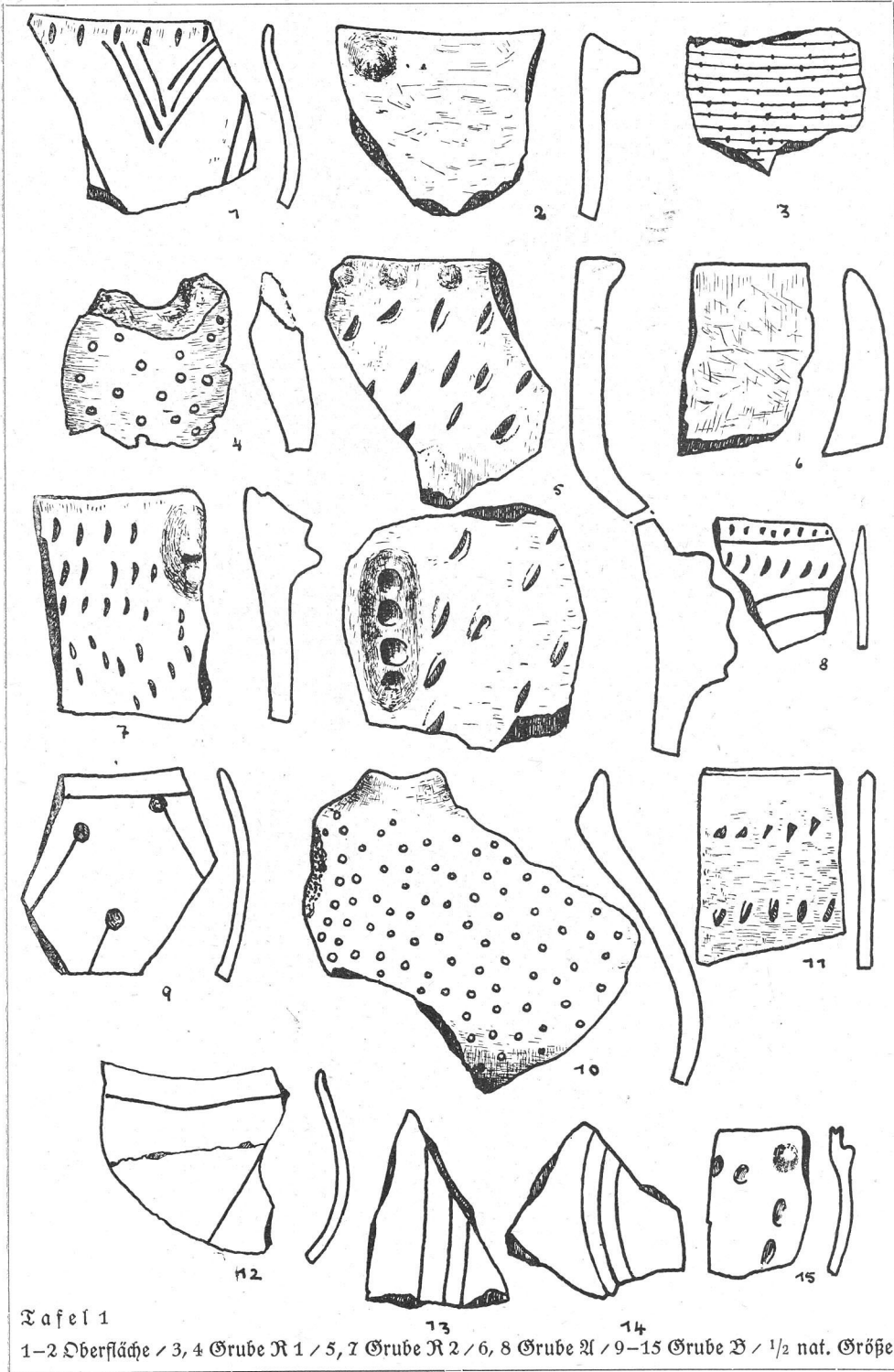
Die Länge des auf der Oberfläche gefundenen Schuhleistenkeils (Abb. 6, 3), der anscheinend aus einheimischem Gestein hergestellt ist, beträgt 12,1 Zentimeter. Dies ist jedoch nicht die ursprüngliche Länge, da das Gerät sekundär als Reiber Verwendung fand<sup>21)</sup>; Nacken und Schneide sind daher stark verkürzt.

Die keramischen Erscheinungen der Blindower Siedlung gliedern sich der schlesischen Gruppe ein, zu der auch die pommerschen Siedlungen gehören<sup>22)</sup>. Hier und dort, wie im ganzen handkeramischen Kulturgebiet, ist die

<sup>21)</sup> Siehe auch: Buttler a. a. O., S. 172.

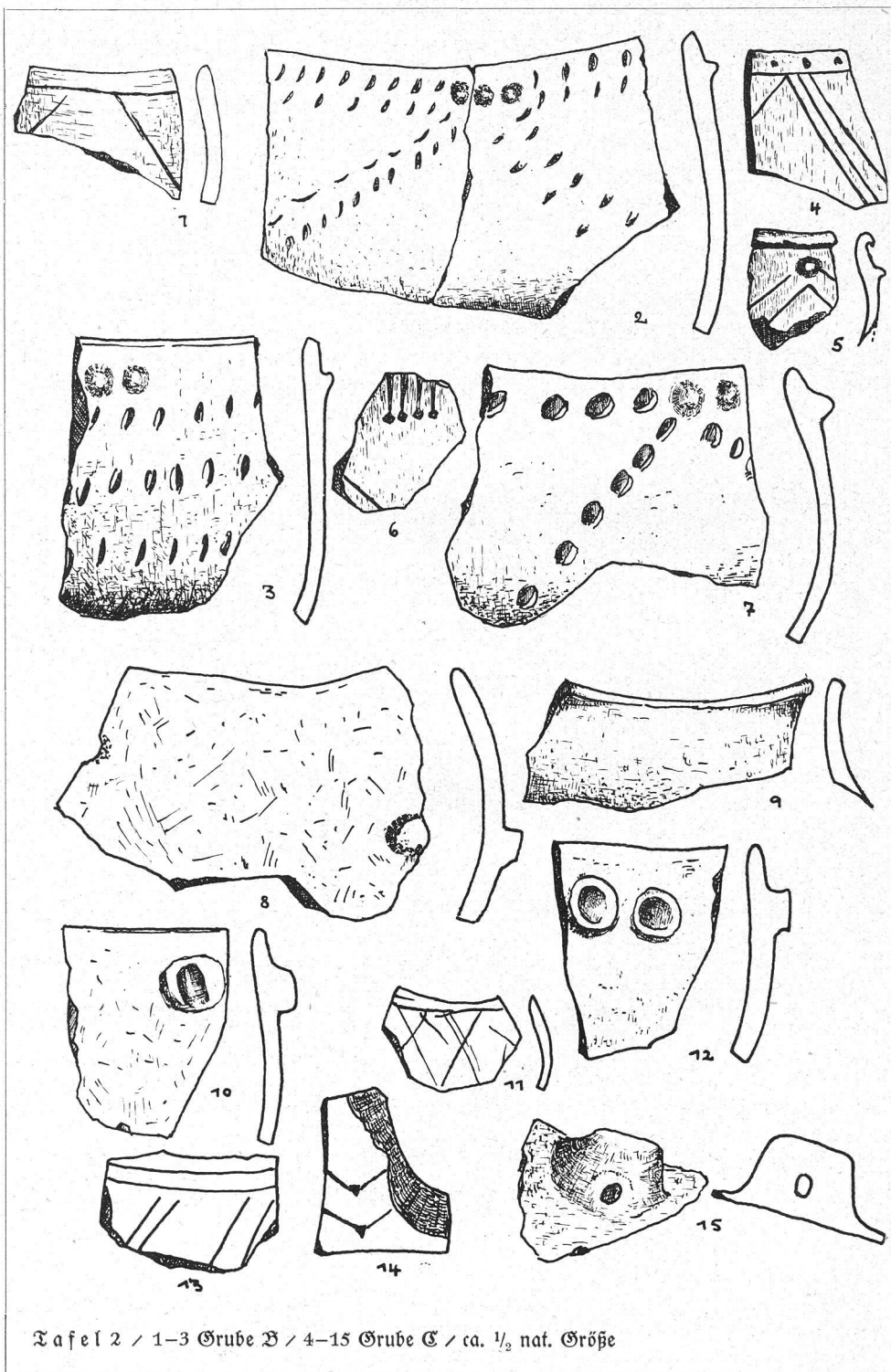
<sup>22)</sup> Kunkel a. a. O., S. 176.



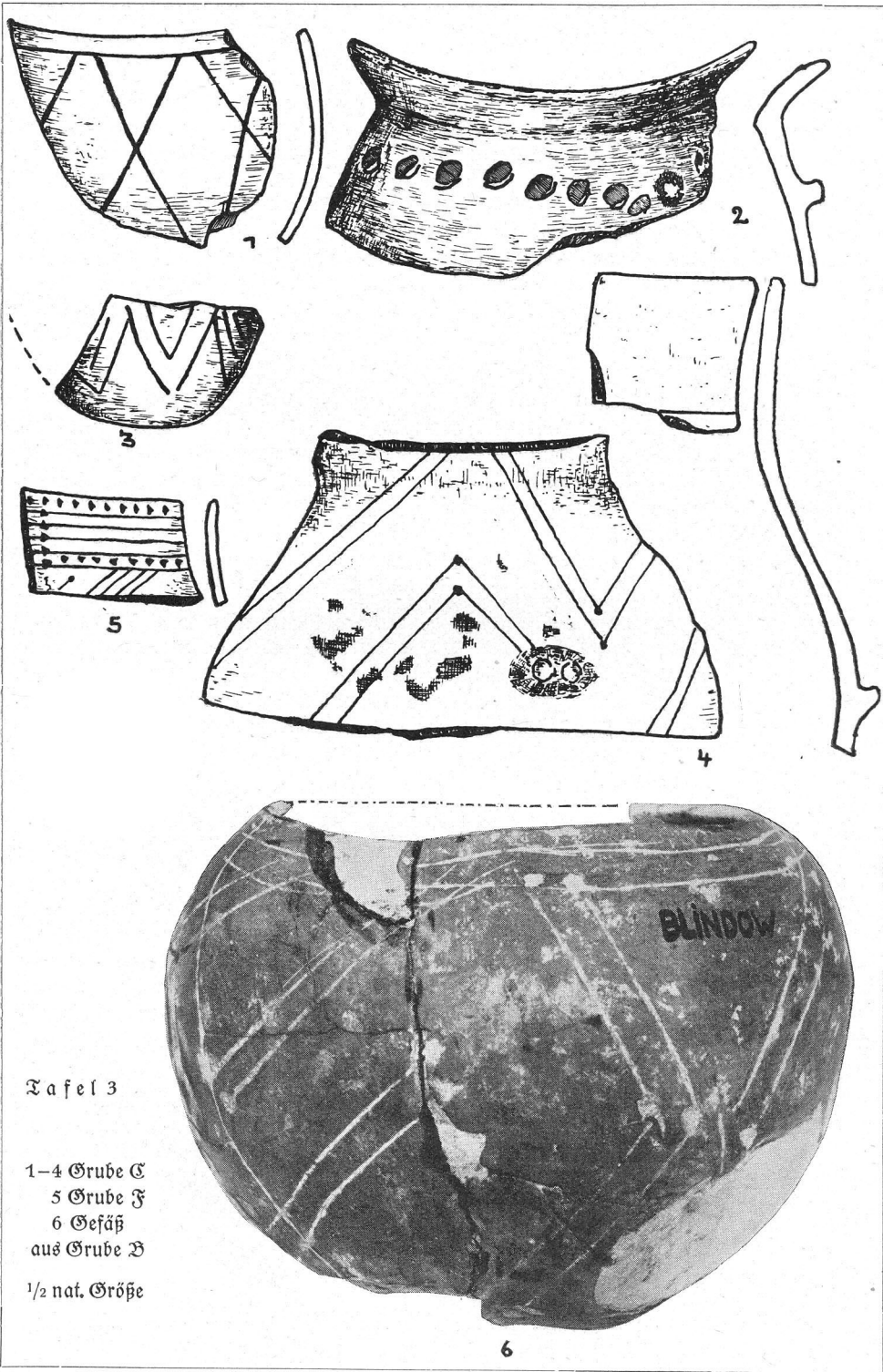


Tafel 1

1-2 Oberfläche / 3, 4 Grube R 1 / 5, 7 Grube R 2 / 6, 8 Grube A / 9-15 Grube B /  $\frac{1}{2}$  nat. Größe



Tafel 2 / 1-3 Grube B / 4-15 Grube C / ca. 1/2 nat. Größe



Tafel 3

1-4 Grube C  
 5 Grube F  
 6 Gefäß  
 aus Grube D

1/2 nat. Größe

Leitform der kugelige Topf; in Blindow in allen Fällen mit deutlicher Standfläche versehen, während in Kulmsee Töpfe mit runden Böden und Standfläche nebeneinander auftreten.

Hervorzuheben ist die Randbildung bei der Scherbe (Tafel III, 2) aus Grube C, zu der ich als Parallele nur die Scherben (Abb. 9, Nr. 1 und Abb. 10, Nr. 2) von Kulmsee<sup>23)</sup> anführen kann, obgleich die Umbiegung des Randes bei diesen Scherben nicht so streng, vielmehr zufällig wirkt. Ähnliche scheinen in Pommern bisher zu fehlen. Gemein mit den pommerschen Siedlungen hat Blindow das Auftreten von Siebgefäßscherben, auf deren relative Häufigkeit Runkel bereits aufmerksam gemacht hat<sup>24)</sup>. Von den 3 Siebgefäßscherben, von Blindow gehören zwei zu demselben Typus, der bei ziemlich bauchigem Körper eine starke Verengung der Mündung aufzuweisen hat, deren Wandung innen leichte Hohlkehlung zeigt. Die dritte Scherbe stammt von einem kugeligen Gefäß, dessen Wandung einfach durchlöchert wurde.

Während der Verwendungszweck des kugeligen durchlöcherten Topfes als Sieb naheliegt, ist die Deutung der Gefäße vom ersten Typus wegen der starken Verengung der Mündung als Siebe nicht einleuchtend. Mit dem Hindurchgießen einer Flüssigkeit durch ein Sieb wird doch bezweckt, evtl. vorhandene Unreinlichkeiten bezw. gröbere Bestandteile aufzufangen. Das Hineingießen ist bei dem kugeligen Gefäß gut möglich, während die enge Öffnung hierzu äußerst ungeeignet und zweckwidrig wäre. Die Bezeichnung des ersten Typus als „Sieb“gefäß ist somit zumindest ungenau.

Außer den aus Felsgestein hergestellten Geräten ist auch Silex verarbeitet worden, jedoch nur zu Kleingeräten. Abgesehen von den gewöhnlichen klingenförmigen Abschlägen ist nur sicher ein Stichel und das Bruchstück eines nadelförmigen, beiderseits retouschierten Gerätes zu nennen. Dazu kommt evtl. der Schaber von Klockow. Diese dürftigen Geräte ermöglichen keine weitgehenden Schlüsse, wie sie etwa Koszjewski auf Grund der querschneidigen Pfeilspitze zieht<sup>25)</sup>.

Die beigegebene Fundkarte (Tafel V) zeigt eine auffällige Häufung bandkeramischer Funde im östlichen Teil des Kreises, während der westliche nur wenige geliefert hat. Es erweckt den Anschein, als ob das Uckerstromtal den von Nordosten vordringenden Bandkeramikern ein nur schwer zu überschreitendes Hindernis war und ihre Wanderrichtung nach Süden, in den Kreis Angermünde angab, wenn man nicht eine umgekehrte Einwanderungsrichtung von der Oder das Welse- und Randowtal aufwärts annehmen will.

Im großen schließt sich die uckermärkische Gruppe, deren Kerngebiet im Kreis Prenzlau liegt, der pommerschen an, was schon aus Sprockhoffs Karte<sup>26)</sup> zu ersehen war. Der Kreis Templin scheint fast ganz gemieden zu sein; dasselbe kann wohl auch von dem an den Kreis Templin grenzenden Teil des Kreises

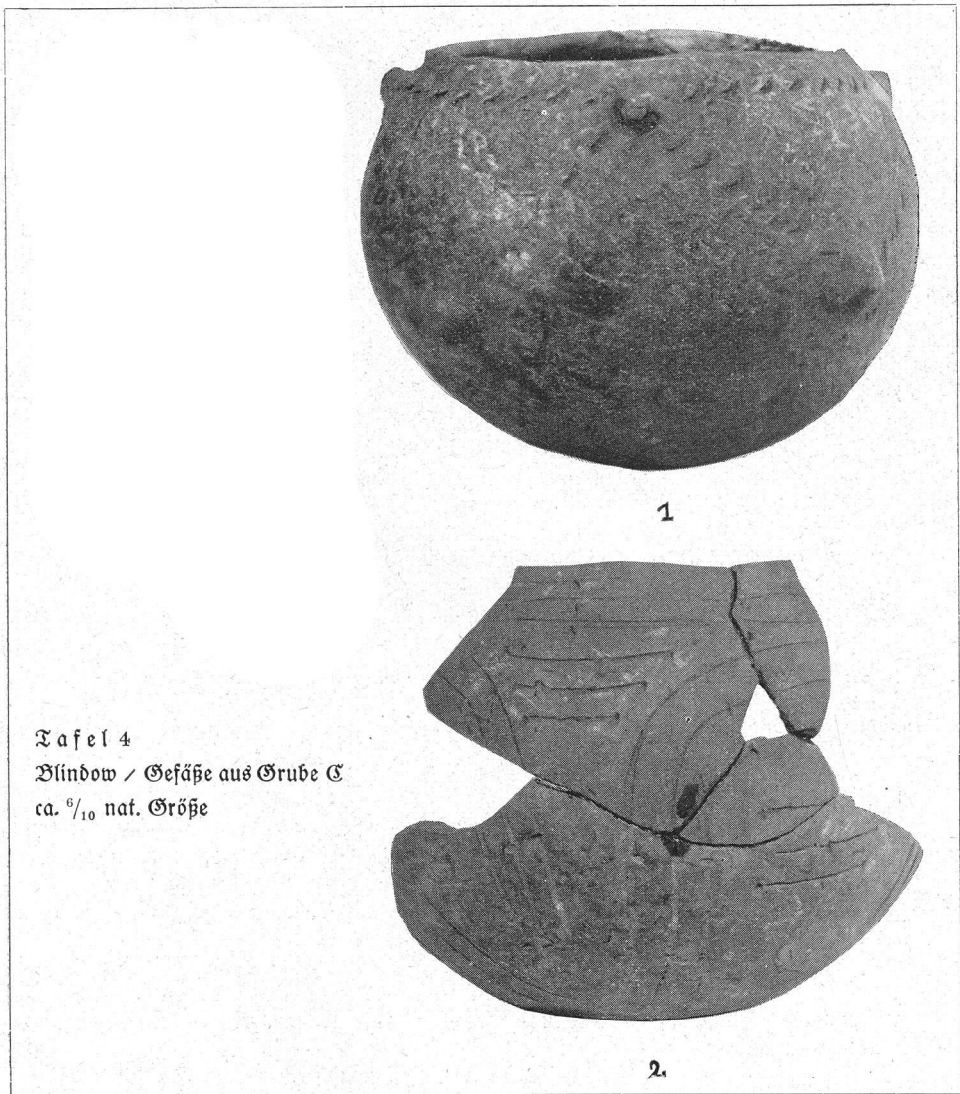
<sup>23)</sup> Koszjewski a. a. O., S. 112.

<sup>24)</sup> A. a. O. 176.

<sup>25)</sup> Uebrigens möchte ich zu der Aufzählung B. v. Richthofens a. a. O., S. 29 ff. noch die querschneidigen Pfeilspitzen aus den Gräbern mit Leichenbrand von Flieth, Kr. Templin (Schuhmann, Steinzeitgräber der Uckermark, Tafel XXXVII) hinzufügen.

<sup>26)</sup> A. a. O., Tafel 55.

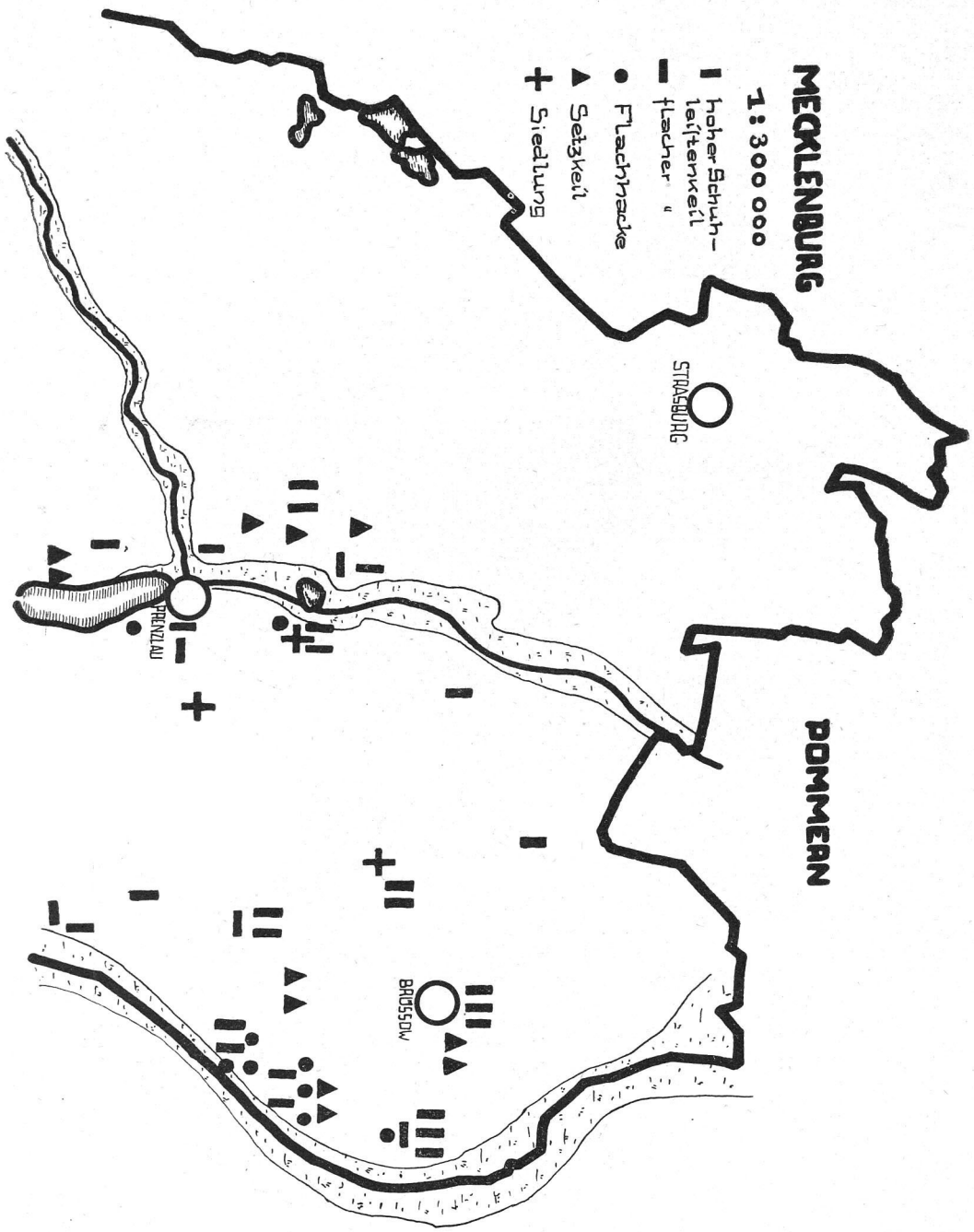
Prenzlau gesagt werden, was bei der Bevorzugung guter Böden durch die handkeramischen Bauern nicht wunder nimmt. Der Kreis Angermünde hat handkeramische Geräte, in letzter Zeit auch zwei Siedungsstellen ergeben<sup>27)</sup>. Aus den eingangs erwähnten Gründen habe ich auf eine Zusammenstellung sämtlicher udermärkischer Funde verzichtet; es ist daher müßig, irrendwelche Fragen über die Einwanderung aus der Betrachtung eines kleinen Gebietes, wie des bearbeiteten, beantworten zu wollen; dies war auch nicht meine Absicht, ich wollte lediglich zu einer größeren Arbeit die notwendigen Unterlagen beschaffen. Meine zukünftige Aufgabe soll sein, auch die Stichreihenkeramik, die aus der übrigen Provinz Brandenburg wie auch aus Pommern schon lange bekannt ist, für den Kreis Prenzlau nachzuweisen.



Tafel 4  
 Blindow / Gefäße aus Grube C  
 ca.  $\frac{6}{10}$  nat. Größe

<sup>27)</sup> Felchow und Pinnow. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Konrektor Borris, Schwedt.





Tafel 5 / Karte der bandkeramischen Siedlungen und Steingeräte im Kreis Prenzlau

# Die Prenzlauer Marktbuden und ihre städtebauliche Bedeutung

Von Professor Dr. Martin Rudolph



Im Jahre 1724 legte man in Prenzlau den Grundstein zum Bau eines neuen, des heutigen Rathhauses, denn sein Vorgänger, das noch aus dem Mittelalter stammende, gotische Gebäude, war hinfällig geworden und erfüllte nicht mehr die ihm gestellten Aufgaben.

Wie dieses frühere Rathaus ausgesehen haben mag, wissen wir heute nicht mehr genau, da keine bildliche Darstellung überliefert ist, doch erlauben Vergleiche mit den Rathhäusern anderer Städte, ferner einige bauliche Reste, die erhalten geblieben sind, indem sie im Innern der heutigen Anlage weiter verwendet wurden, und die Linienführung der alten Grundrißmauern gewisse Rückschlüsse auf das ehemalige Aussehen. Danach hat man es sich etwa nach Art desjenigen von Frankfurt a. O. als einen Bau vorzustellen, dessen rechteckiges Untergeschoß als eine dreischiffige, vielleicht flach gedeckte, große Halle gebildet war, über der sich ein entsprechend großes Obergeschoß erhob<sup>1)</sup>. Das alte Rathaus stand nach allen Seiten ganz frei und besaß zweifellos von allen vier Richtungen her Eingänge bezw. Treppen zum Obergeschoß, wie aus einer Hochzeits- und Tanzordnung vom Jahre 1577 hervorgeht<sup>2)</sup>, die folgendes bestimmte: „Obwohl nach alter Gewohnheit die Braut, wenn sie zu Rathhause geführt worden, um den Markt gegangen sey, so wollen wir doch . . . dasselbe abgeschafft und hiermit verordnet haben, daß sie am Montage bald nach geendigter Mahlzeit grade zu und auf der Treppen, so der Hochzeit am nächsten gelegen, möge zu Rat hause gehen, . . . daselbst einen ehrlichen und christlichen Tanz halten“.

Derartige Hallen-Unterbauten der Rathhäuser sind eine oft zu beobachtende Eigentümlichkeit gewesen; sie dienten teilweise Verkaufszwecken, indem hier unter den Rathausbögen der beiderseitigen Außenschiffe ursprünglich Verkaufsstände angelegt waren, von denen der Magistrat ein Standgeld erhob, über dessen Verwendung wir beispielsweise aus dem Jahre 1673 erfahren<sup>3)</sup>, wo „die Einkünfte aus den Brod- und Fleischscharren, desgleichen der Budenzins

<sup>1)</sup> Brack, Wolfgang, Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Prenzlau. Im Buch der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau, herausg. v. Magistrat der Stadt. Berlin-Spandau 1931, Debi-Verlag, S. 41.

<sup>2)</sup> Secht, Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau. Prenzlau 1787, II. Teil, S. 79.

<sup>3)</sup> Secht, II, S. 114.

verwendet wurden, um die Stadtdiener zu besolden und die Stadtpferde zu unterhalten“. — Neben den Verkaufsständen fanden sich unter dem Rathaus aber auch noch die Wagen mit Feuerleitern und anderen Löschgeräten, wie aus einer Feuerordnung vom Jahre 1577 hervorgeht<sup>4)</sup>. Das Mittelschiff der Unterhalle dagegen wurde als eine Art Marktstraße unter dem Hause entlang frei gehalten.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich diese Verkaufsstände, die man sich ursprünglich als aus leichterem Material errichtet denken muß, mit fortschreitenden Raumannsprüchen vergrößert, waren auch nach und nach aus widerständigerem Material erbaut, indem sie aus Zeltbuden zu Lattenverschlängen und endlich zu Steinhäusern wurden, und hatten sich schließlich so um das Rathaus herum eingemischt, daß der eigentliche Bauern von einem ganzen Kranz derartiger Verkaufsbuden umwuchert war, indem nicht weniger als 12 Buden die Front desselben zum großen Teil sogar bis zum Dache bedeckten<sup>5)</sup>, sowie auch die Rathausrückseite von Buden eingenommen wurde<sup>6)</sup>. Man baute also diese Buden in Prenzlau wie auch in anderen Orten bisweilen sogar zweigeschossig vor die Rathaus-Außenwände, so daß dem Ratsaal im Obergeschoß schließlich Licht und Luft genommen wurde. Abgesehen davon, daß dem eigentlichen Hauptbau durch diese Licht- und Luftentziehung die Daseinsbedingungen erschwert wurden, bedeuteten diese Buden auch eine schwere Bedrohung des wertvollen Bauwerkes durch die Feuergefährdung. Die Buden hatten nämlich unter den Rathausbögen ihre Küchen und Herde derartig eingebaut, daß, wie in alten Akten geklagt wird<sup>7)</sup>, der Rauch, der keine besonderen Abzugsvorrichtungen fand, durch die Dielenrisen in den Ratsaal hinaufzog. Im Falle eines Brandes war es andererseits wegen der An- und Vorbauten kaum möglich, mit Löschvorrichtungen an das Hauptgebäude heranzukommen. Und schließlich wurde auch die architektonische Schönheit des Baues durch diese angeklebten Buden stark beeinträchtigt. — Mit dem Neubau vom Jahre 1724 hob nun aber ein großes Aufräumen unter diesen Bauparasiten an, sehr zum Leidwesen der Besitzer, die um ihre „ererbten“ Rechte heftige Kämpfe mit dem Magistrat ausfochten.

Diese Rathausbuden waren nun aber nicht die einzigen derartigen Baulichkeiten der Stadt. Das frühere Bild des Prenzlauer Marktes und seiner Nachbarschaft muß vielmehr einen sehr eigenartigen Anblick insofern geboten haben, als wir auch auf der Südseite des Marienkirchhofes (heutige Wittstraße) für die heutigen Häuser Nr. 124—133<sup>8)</sup> die Bezeichnung als „Rohrbuden“ überliefert finden, und ferner für die vor dem Ostgiebel der Marienkirche am Untermarkt gelegene Hüttenreihe den Namen der „Wissel-Buden“, während beide Budenreihen, durch den schmalen, „Lüdmantel“ genannten und noch heute die Häuser Wittstraße 133 und Königstraße 134 voneinander trennenden Durchgang durchbrochen, unter dem Namen der „Kaland-Buden“ zusammengefaßt wurden. Die Häuserreihe auf der Südseite der Wittstraße hieß

<sup>4)</sup> Sectt, II, S. 77.

<sup>5)</sup> Dobbert, Ernst, Die Erbauung des Rathauses zu Prenzlau. Mitt. d. Uk. Mus.- u. Gesch.-Vereins, II, S. 141—148.

<sup>6)</sup> Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg. Bd. III, 1. Kreis Prenzlau. Berlin 1921, S. 159.

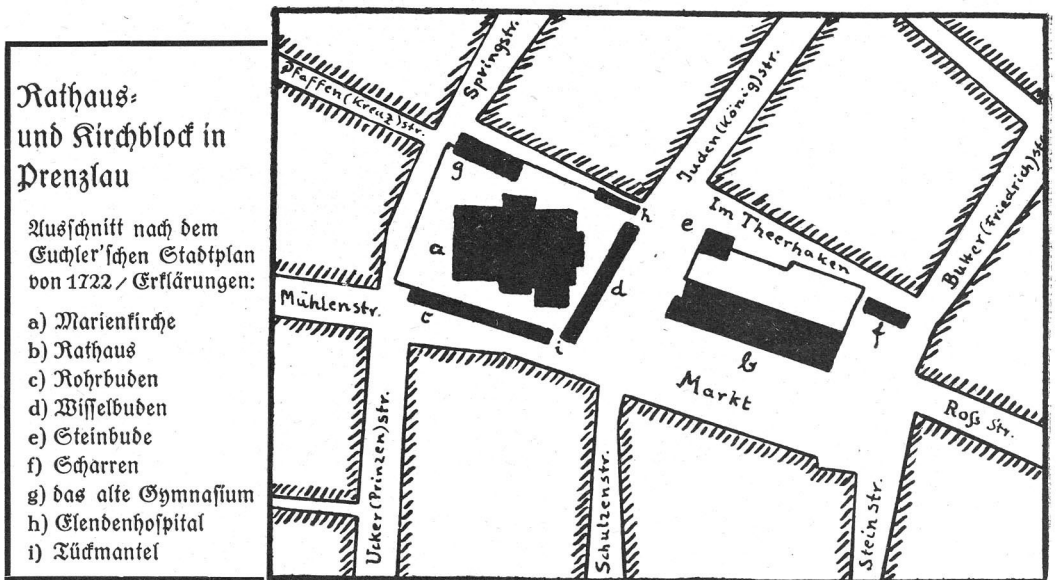
<sup>7)</sup> Dobbert, Erbauung des Rathauses, S. 141.

<sup>8)</sup> Ragoczy, Das Ende des Kunstpfeiferhauses in Prenzlau. Mitt. d. Uk. Mus.- u. Gesch.-Vereins, VI, S. 101/102.

entsprechend „gegen die Rohrbuden“, d. h. gegenüber den Rohrbuden<sup>9)</sup>. Ferner lag an der Ecke nordwestlich vom Rathaus die sog. „Steinbude“, ein massives, im 16.—18. Jahrhundert als Stadtgefängnis benütztes Bauwerk, von welchem noch die Keller im Unterbau des heutigen Hauses Nr. 340 erhalten sind<sup>10)</sup>. Nordöstlich des Rathauses endlich lag der „Schuhhof“ und der Bäcker- sowie der Fleischerjcharren frei auf dem Marktplatz.

Diese Buden haben nun in Prenzlau wie in zahlreichen anderen Orten städtebaulich eine gewisse Rolle gespielt und verdienen deshalb, einmal in dieser Beziehung gewürdigt zu werden, sind doch aus ihnen in vielen Städten z. T. feste Baublöcke entstanden, die ursprünglich im Stadtgrundriß nicht vorgesehen waren.

Bei der Anlage des Prenzlauer Stadtplanes war ursprünglich ein ganzer, rechteckiger Baublock für Rathaus und Marktplatz ausgespart worden, wobei für den Markt, wie für die meisten Städte der frühen Siedlungszeit, seine Größe besonders auffallend ist<sup>11)</sup>, und ferner ein zweiter, ähnlicher Baublock, der in dem Prenzlauer Falle (ähnlich wie in Lychen) axial zum Markt gelagert wurde und der für die Marienkirche und ihren Friedhof bestimmt war<sup>12)</sup>. In anderen Städten liegen die beiden ausgesparten Blöcke vielfach diagonal zueinander, d. h. die Verlängerung der Diagonale des einen wurde auch gleichzeitig die Diagonale des anderen wie ähnlich in Angermünde oder Strassburg. Beide Prenzlauer Baublöcke waren untereinander anfangs durch keine Häuserumgebung getrennt gewesen. Später jedoch, vielleicht schon bald nach der Gesamtplanung, setzte auf dem Kirchblock eine teilweise Bebauung ein, die uns eben unter dem Namen der vorgenannten beiden Budenreihen



<sup>9)</sup> Dobbert, Ernst, Prenzlau's Straßennamen. Mitt. d. Uk. Mus.- u. Gesch.- Vereins, III, S. 168.

<sup>10)</sup> Kunstdenkmäler, S. 273.

<sup>11)</sup> Wittlinger, Hellmut, Untersuchungen zur Entstehung und Frühgeschichte der neumärkischen Städte. Landsberg a. W. 1932, S. 115.

<sup>12)</sup> Siedler, Ed. Jobst, Märkischer Städtebau im Mittelalter. Berlin, Julius Springer 1914. S. 44.

überliefert ist. Es ist dabei denkbar, daß diese ersten Buden vielleicht, wie man es in katholischen Gegenden Deutschlands noch heute vielfach beobachten kann, vorwiegend dem Verkauf von Gegenständen dienten, die wie Kerzen, Rosenkränze, Heiligenbilder u. a. im kirchlichen Kult verwendet wurden. Dazu kam dann aber bald auch der Verkauf von anderen Gegenständen des täglichen Lebens oder auch die Verwendung für sonstige wirtschaftliche Zwecke. Denn wenn der Name der Rohrbuden zweifellos von der ursprünglichen Bedachung dieser Hüttenreihe abzuleiten ist, so deutet andererseits der Name der Wiffelbuden auf ihre wirtschaftliche Rolle als Wechselbuden hin. Man wird nämlich unbedenklich den Namen Wiffelbude von Wessel-, also Wechselbude herleiten dürfen, da erwiesenermaßen im Brandenburgischen das kurze e vor Doppel-s zu kurzem i werden konnte<sup>13)</sup>. Betrachtet man zudem die Verteilung dieser Buden um den Kirchblock, so fällt sogleich ihre verkehrsgünstige Lage auf, denn, während der Kirchblock auf zwei Seiten keine derartige Bebauung besaß (s. u.), nämlich nach Westen gegen die Klosterstraße und nach Norden gegen die Marienkirchstraße hin, die beide im großen Stadtverkehr nur mehr untergeordnete Rollen spielen konnten, finden sich die Budenreihen gerade auf den beiden verkehrsbelebten Blockanten, indem die heutige Wittstraße den großen Durchgangsverkehr von Berlin (oder Magdeburg) nach Stettin an den Rohrbuden vorbei in die Stadt leitete und andererseits die Wiffelbuden am lebhaften Verkehr des Unter- oder Holzmarktes Anteil hatten. Diese Verteilung kann also zweifellos nicht zufällig erfolgt sein<sup>14)</sup>.

Dieser Anschauung von der allmählichen Entstehung der beiden iraglichen Häuserreihen ist häufig die andere Ansicht gegenübergestellt worden, daß von vornherein eine Randbebauung des Kirchblockes vorgesehen war und daß die Bauausführung der Kirche selbst darauf Rücksicht genommen habe. Diesen Gedanken vertritt u. a. W. Brack<sup>15)</sup>, wenn er von dem „geschicht abgeordneten Kirchplatz der Marienkirche“ spricht und dazu bemerkt, die Tatsache, daß der Schmuck der Kirche nur auf die oberen Teile des Schiffes beschränkt gewesen sei, die die umgebenden Wohnhäuser überragen, bilde den besten Beweis für die Absicht des Erbauers, die Kirche durch umgebende Randbebauung von den Straßen abzutrennen. Dieser Annahme der von vornherein geplanten Randbebauung des Blockes kann man aber doch zum mindesten nur mit starker Einschränkung zustimmen, indem man eben höchstens annimmt, daß man ursprünglich mit einer wirklich nur ganz niedrigen und losen Bebauung durch B u d e n gerechnet habe, ohne vorauszu sehen, daß diese sich einmal im Laufe der Zeiten zu mehrstöckigen H ä u s e r n auswachsen und im Stadtbild eine bestimmende Rolle übernehmen würden. Der Ansicht von der von vornherein geplanten Randbebauung widerspricht auch (zum mindesten für die Wittstraßenseite) die Bemerkung der „Kunstdenkmäler“<sup>16)</sup>, daß man an den verschiedenen Abschnitten des Kirchenbaues die durchgehende Absicht erkenne, die Südseite als Schaufseite durch bessere Ausstattung hervorzuheben, indem diese durch Anlage mehrerer Portale und Anbauten, wie auch reichere Verwendung von glasierten Ziegeln vor der Ost- und Nordseite bevorzugt wurde, was eine freie Lage der Kirche gegen die Hauptstraße voraussetzte.

<sup>13)</sup> Laßch, Agathe, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhundert. Dortmund 1910. S. 251.

<sup>14)</sup> Ähnliche Wechselbuden fanden sich auch in andern Städten, z. B. in Lübeck, am Markt (nach Schreiben von Hw. Dr. Schwarz-Prenzlau vom 2. 8. 1934).

<sup>15)</sup> Brack, Städtebauliche Entwicklung . . ., S. 35.

<sup>16)</sup> Kunstdenkmäler, S. 189.



Vielleicht darf man aus dieser zutreffenden Bemerkung einen Schluß ziehen, der das Alter der beiden Budenreihen betrifft. Denn wenn in der Tat die Südseite reicher als die Unterhälfte der östlichen Giebelseite mit Schmuck bedacht wurde, so ließe sich denken, daß die Wiffelbuden bereits vor 1325 entstanden wären, d. h. dem Jahre, in welchem der Kirchenneubau an Stelle der alten, abgerissenen Kirche begonnen wurde, der dann schon auf ihr Bestehen Rücksicht genommen hätte. Daß sie aber jedenfalls nicht ursprünglich bei Absteckung des Stadtplanes dort vorgesehen waren, ergibt sich aus später zu erörternden Feststellungen. Die Rohrbuden dagegen sind sicherlich erst nach Fertigstellung der Südfront der Kirche erstanden, denn es wäre in der Tat nicht einzusehen, warum man diese Front als Schaufseite ausbildete, um sie dann durch vorgesezte Hütten dem freien Anblick wieder zu entziehen!

Auch die weitere, von W. Brack angeführte Bemerkung, daß die alte Randbebauung ebenfalls an der Nordseite des Kirchblockes vorhanden gewesen war, kann nur mit starker Einschränkung als Beweis für diese These hingenommen werden. Hier, an der Pelzer- oder späteren Marienkirchstraße lag zwar am östlichen oder Marktende das Elend-Hospital, am westlichen oder Klosterstraßenende die große Stadtschule oder das Gymnasium, aber für keines der beiden Gebäude ist es nachweisbar, daß seine Anlage dort bereits von Anfang an vorgesehen war (oder diejenige anderer Bauwerke), im Gegenteil, es läßt sich für den weitaus größeren Bau des Gymnasiums zum mindesten genau feststellen, daß man es hier mit einem erst sehr spät angelegten Gebäude zu tun hat: Nach Arnold<sup>17)</sup> wurde der älteste Teil des Gymnasiumshauses, der sich später auf rund 32 Meter Länge vor die Kirche legte und bis zum Jahre 1841 benützt wurde, in seinen unteren Teilen erst im Jahre 1573, also etwa 250 Jahre nach Erbauung der Marienkirche, begonnen, wie aus der Stadtchronik des Pfarrers Süring hervorgeht, und zwar handelte es sich dabei allein um den östlicheren Teil, den man als kleines, nur zwei Zimmer umfassendes und einstockig-massiv gebautes Häuschen errichtete. Erst später (1586) wurde er durch ein Obergeschosz und erst noch viel später (1704) durch den westlichen, zweigeschossigen Anbau nach der Klosterstraße hin erweitert, der ihm seine ganze Ausdehnung gab, durch die fast die halbe Straßenlänge eingenommen wurde<sup>18)</sup>. — Das Elendhäuschen am Ostende der Straße erscheint in den Urkunden erstmalig im Jahre 1543<sup>19)</sup>, womit allerdings nicht unbedingt gesagt sein muß, daß es erst um diese Zeit dort angelegt worden ist. Aber daß es sich auch in diesem Falle um eine spätere Zutat handelt, geht u. a. aus der Tatsache hervor, daß es gegenüber der Flucht der Marienkirchstraße bezw. der Umzäunung des Kirchhofes nach dem Fahrdamm hin nicht unbeträchtlich vorsprang (vergl. den Stadtplan von Euchler vom Jahre 1722, abgebildet im Bande der Kunstdenkmäler S. 154/155). Die heutigen Fluchtlinienverhältnisse an dieser Ecke (Grundstück Königstraße 140) geben nicht mehr das genaue Bild, wie es bis zum Jahre 1797 bestand, bis zu welchem Zeitpunkt das Hospital noch als „kleines“ Elendhäuschen im Dienst blieb<sup>20)</sup>, obwohl es in der Hauptsache bereits im Jahre 1742 durch einen Neubau in der Spring-, heutigen Klosterstraße Nr. 118 ersetzt worden war (s. u.).

<sup>17)</sup> Arnold, Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau. Prenzlau 1893, S. 33 bezw. S. 50/51.

<sup>18)</sup> Eine Rekonstruktion dieses Zustandes zeigt die Abbildung im Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 1929, S. 48/49.

<sup>19)</sup> Dobbert, Ernst, Prenzlaus Hospitäler. Mitt. d. Uk. Mus.- u. Gesch.-Vereins Bd. IV, S. 95 ff.

<sup>20)</sup> Dobbert, Hospitäler, S. 107.

Diese beiden späteren Anlagen also, die beide öffentlichen Zwecken dienen und als einzige Häuser in der Pelzerstraße angelegt wurden, waren auf kirchlichem Boden errichtet: das Hospital als eine karitative Einrichtung der Kirche selber, das Gymnasium gleichfalls in engster Verbindung mit der Kirche, da ja der jeweilige Pastor primarius der Marienkirche gleichzeitig der Inspektor der Schule war, über die die Stadt das Patronat besaß. Nach diesen Feststellungen aber wird man nunmehr zweifellos annehmen dürfen, daß an eine Bebauung der Nordseite des Kirchblockes anfangs nicht gedacht worden war.

Nun besaßen aber natürlich schon damals die dem Verkehr günstig gelegenen, d. h. die markt- und durchgangsstraßennahen Grundstücke einen höheren Wert als die in den stillen Neben- und Wohnstraßen, die vielfach erst ziemlich spät völlig ausgebaut worden sind. Dies führte in vielen Fällen dazu<sup>21)</sup>, daß bei fortschreitender Bevölkerungszunahme entweder derartige wertvolle Grundstücke weiterhin untergeteilt wurden, oder daß, wie auch vielfach geschehen, Teile des ursprünglichen und reichlich groß bemessenen Marktes einer anfangs nicht vorgesehenen Ueberbauung freigegeben und mit Anwesen besetzt wurden, für die alle die Kleinheit der einzelnen Parzellen kennzeichnend geworden ist. Im Prenzlauer Falle ist eine zweckdienliche Lösung insofern getroffen worden, als die Budenreihen, die ursprünglich lose am Kirchblockrand lagen und eben nur vermietete Buden gewesen waren, in festen Besitz übergingen bezw. mit ständig bewohnten, soliden Häusern besetzt wurden, genau so, wie die Rathausbuden aus Verkaufsständen zu wirklichen Häusern geworden waren. In den Akten des Grundbuchamtes werden diese Anwesen als „Wohnhaus, so eine Budenstelle“ angeführt. Dieser Uebergang in festen Privatbesitz kann dabei erst ziemlich spät erfolgt sein. Die Bezeichnung als Kalandsbuden deutet hierbei an, daß sie früher dem Kaland gehört haben müssen, einer christlichen Bruderschaft aus Angehörigen des geistlichen und weltlichen Standes<sup>22)</sup>.

Für einzelne dieser Hütten ist uns auch ihre frühere Verwendung überliefert worden. So bildete z. B. das heutige Anwesen Nr. 129 in der Wittstraße die Glockenläuterbude<sup>23)</sup> und das Haus Nr. 133, also das östlichste der Budenreihe, die Kunstpfeiferbude<sup>24)</sup>, d. h. das Haus des Stadtmusikus, über welches ein Bericht vorliegt, der den Uebergang aus öffentlichen in privaten Besitz kennzeichnet. Danach wurde im Jahre 1741 eine Eingabe an den König Friedrich den Großen gerichtet, er möge gestatten, daß das baufällig gewordene Häuschen, das der K ä m m e r e i gehöre, abgetragen und in eine B ü r g e r - s t e l l e umgewandelt würde. Wenn damals noch nicht der Vorschlag zur Ausführung kam, so hatte ein anderer wenige Jahre später, 1744, den gewünschten Erfolg. Diesmal machte der zur französischen Kolonie gehörige Ratsherr Chalié das Gesuch, ihm das Kunstpfeiferhaus für 12 Rthl. Kaufgeld und einen jährlich zu zahlenden „Kanon“ von 9 Rthl. zu überlassen, und in der Tat erhielt der Antragsteller die Bewilligung seines Gesuches, nur daß bei gleichbleibender Höhe des Kanons der Kaufpreis von 12 auf 30 Rthl. gesteigert wurde. — Auch an andern Häusern der fraglichen Straßenzüge hatte die Kammerei durch Erhebung eines Kanons Anrechte, so auch an den Grundstücken, die im Bereich des alten Rathauses, also des heutigen Marktblockes gelegen waren. Es geht daraus hervor, daß alle diese Anwesen auf ursprünglich stadteigenem Boden angelegt worden sind.

<sup>21)</sup> Siedler, Märkischer Städtebau, S. 59.

<sup>22)</sup> Kunstdenkmäler, S. 160.

<sup>23)</sup> Dobbert, Straßennamen, S. 168.

<sup>24)</sup> Nagoczny, Kunstpfeiferhaus, S. 101/102.

Ein besonderes Merkmal der am Kirchhof gelegenen Häuserreihen, das bis in die Gegenwart hinein unverändert geblieben ist, stellt der Mangel an größeren Hinterhöfen oder Hintergebäuden dar, weil unmittelbar der Kirchplatz an sie grenzt. Was man hier heute an winzigen Höfen erblickt, das ist die Beute, die die Besitzer der beiden Häuserreihen in langjährigen Kämpfen der Marienkirche abgerungen haben. Die von Anfang her nicht beabsichtigte und deshalb hoflose Anlage der Häuser hat für die betreffenden Anwesen sehr lange Zeiten hindurch höchst nachteilige Wirkungen gehabt, eben dadurch, daß die Höfe fehlten und damit auch die Möglichkeit, den Unrat der Häuser zu entfernen, Vieh zu halten oder handwerkliche und andere Tätigkeit in ausgedehnterem Maße dort auszuüben. Ein Bild von den früheren Zuständen ergeben die „Acta des Magistrates zu Prenzlau betreffend die von den am Marien Kirchhof wohnenden Haus Eigenthümern eingereichten Gesuche um Bewilligung einer Hofstelle hinter ihren Häusern und deshalb geschehene Verhandlungen“ (Aktzeichen: A II, Nr. 18)<sup>25)</sup>. Der Inhalt dieses umfangreichen Aktenbandes bildet eine einzige, für den Unbetheiligten sehr kurzweilige, im übrigen reichlich anrühige Geschichte von dem Unrat der Rohr- und Wiffelbuden und dem Problem seiner Beseitigung. Wenn die Nachrichten dieses Bandes auch erst 1810 beginnen, so nimmt doch bereits das erste Schreiben vom 1. Mai genannten Jahres Bezug auf eine „schon vor mehr denn einem Jahr“ an die Stadt gerichtete Eingabe um die Erlaubniserteilung, hinter den Häusern des Untermarktes schmale Höfe anlegen zu dürfen, was damals glatt und ohne begründende Erklärung abgelehnt worden war. Auch der Eingabe von 1810 war wohl das gleiche Los beschieden, denn 1814 gaben die gleichen Hauseigentümer erneut bei der Stadt als der Kirchenbehörde darum ein, die Bewilligung der Höfe zu erteilen. Wie es hinter der Budenreihe auf dem Friedhof ausgesehen haben mag, erkennt man aus den ausführlichen Darstellungen in den Akten, wenn beispielsweise der Kirchenvorsteher Moll in einem Schreiben vom 8. Januar 1815 bemerkt: „Der jetzt zur Einzäunung bewilligte Teil des Kirchhofes war ein öffentlicher Misthof, worauf beständig die Nachteimer von den Bewohnern der unbehöfteten Häuser hingegossen wurden . . .“ Dazu kamen die Küchenabfälle, die Abfälle der in den Häusern tätigen Gewerbebetriebe usw., der Stalldung aus den Schweinekoben der Budenbesitzer, denn aus einer Stellungnahme des Senators Seck vom 15. September 1815 über die zu erteilende Bewilligung der Höfe geht hervor, daß vormalig die Hausbesitzer in Ermangelung von Höfen in ihren Kellern Schweine gehalten haben! Wie denn sogar noch heute als (allerdings unbenutztes!) Erinnerungsstück an diese Zeiten in einem oder dem andern der Untermarkthäuser alte Schweinekoben erhalten sind! Immer erneut wurde von Seiten des Magistrates bei Trommelschlag bekanntgegeben, daß es verboten sei, irgend etwas auf den Kirchhof zu werfen und daß der Kirchhofsaufseher etwaige „Contravenienten“ unverzüglich zur Bestrafung zu melden habe. Es wurde geklagt, der Kirchhof werde auch in Zukunft ein Misthof bleiben, aber trotz dieser Mißstände bemerkt Moll in seiner vorgenannten Stellungnahme, er glaube nicht, daß ein wirklich frommer Christ dadurch vom Besuch des Gotteshauses abgeschreckt werde! — Anders konnte es erst werden, nachdem den Budenbesitzern (Grundstücke Königstraße 135—140) die Abtretung von kleinen Höfen auf Kosten des Friedhofgeländes bewilligt worden war, was am 19. Oktober 1814 durch das Kuratorium der Marienkirche widerrieflich geschah.

<sup>25)</sup> Herrn Pfarrer Thiimen von St. Marien spreche ich an dieser Stelle für die freundlichst gestattete Einsichtnahme in die Akten meinen besten Dank aus.

Die Rückseite der Marktbudenreihe war vorher befahrbar gewesen, und die neuen Höfe sollten ausdrücklich nur so breit angelegt werden, daß zwei „breitgelastete“ Wagen ohne Gefahr durchgehen und sich ausweichen könnten, wogegen ein anderer Senator mit einer eingeleisigen Fahrstraße zufrieden sein zu dürfen glaubte, da der Weg „kein öffentlicher, vielmehr verbotener Fahrweg“ gewesen sei. Den Nachklang dieser Durchfahrsmöglichkeit erkennt man in dem „Lüdmantel“ in der Wittstraße, dem auf der Marienkirchstraßenseite früher am Elendhaus gegen den Markt hin eine andere Durchfahrsmöglichkeit entsprochen hatte (Euchlerplan!). Mit der Bewilligung der Höfe waren bestimmte Verpflichtungen verbunden: es sollte ein einheitlich hoher und gleichmäßig gestrichener Zaun erstellt werden, der anfangs auf jedem Grundstück — im Gegensatz zur heutigen Mauer! — einen eigenen Durchgang zum Kirchhof hatte, es war einheitliche Baumbepflanzung vorgesehen und den Anliegern die Verpflichtung aufgegeben, ebenso wie auf der Vorderseite so auch auf der Rückseite ihrer Grundstücke für Reinhaltung Sorge zu tragen.

Was den Untermarkanliegern 1814 bewilligt worden war, das forderten wenige Jahre später (1818, am 20. September) in gemeinsamer Eingabe die Rohrbudenbesitzer in der damals noch Mühlenstraße genannten Wittstraße. Doch wurde ihre billige Forderung abgeschlagen und ebenso ein erneutes Ansuchen vom Februar 1831. Auch die ganze Geschichte dieser Budenstellen ist eine Kette von Drangsalen, die sich aus dem Mangel an Höfen ergaben. Auf den Friedhof durfte kein Unrat geschüttet werden, einer Abtretung von Hofraum war der Magistrat ein für allemal abgeneigt, so daß es den Budenbesitzern in der Tat unmöglich war, den städtischen Vorschriften nachzukommen. Zudem waren die kleinen Grundstücke genau so wie die andern weit größeren Anwesen in der Stadt stark mit Einquartierung belegt, und die Besitzer klagten über diese zweifelhaften Gäste, die sich über städtische Vorschriften betr. Sauberhaltung von öffentlichen Plätzen und Kirchhöfen um so leichter hinwegsetzten, als die Bestrafung bei Uebertretungen nicht sie, sondern die Hauseigentümer traf. Diese unwürdigen Verhältnisse haben sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt und erst (etwa in den 70/80er Jahren) unter dem Superintendenten Diesener ein Ende gefunden, indem nun hier gleich der Untermarkseite eine rote Backsteinmauer heute Kirchhof und Haushöfe voneinander scheidet<sup>26)</sup>. Die Abtretung der Höfe aber war für die Hausbesitzer hier wie dort mit der Zahlung eines jährlichen Kanons, einer Anerkennungsgebühr an die Kirche verbunden, die auch wiederum häufig Anlaß zu Streitfragen gegeben hat.

Die Kirche besaß überhaupt in verschiedener Hinsicht an den Hofgrundstücken der beiden Budenreihen Sonderrechte, einmal den genannten Kanon, sodann wurde beispielsweise von den Wiffelbudenbesitzern immer erneut die Abschaffung des Viehes auf den Höfen gefordert, eine Forderung, die auch immer erneut übertreten wurde, indem sich hier bei Hausfuchungen durch die Polizei Pferde, Kühe, Ziegen und besonders Schweine in winzigen Ställen fanden, „deren Geschrei den Gottesdienst störe“ (16. August 1822). Der Kirche steht ferner<sup>27)</sup> das Vorkaufsrecht auf die Grundstücke zu, etwaige Gewerbebetriebe in diesen Häusern unterliegen bei Vermeidung von Strafzahlungen an die Kirche besonderen einschränkenden Bestimmungen, bei Besitzerwechsel muß auch die etwaige Genehmigung zum Wechsel der Gewerbeart eingeholt werden, Hintergebäude unterliegen genaueren Bestimmungen, und endlich ist die rückwärts gegen die Kirche die Anwesen abschließende Mauer ausführlichen Bestimmungen unterworfen, die bis ins Kleinste die beiderseitigen Unrechte regeln.

<sup>26)</sup> Nach mündlicher Mitteilung von Hw. Dr. Schwarz.

<sup>27)</sup> Grundbuchakten der Häuser Königstraße 139/140 (Rathaus).



Aus alle dem Gesagten ergibt sich deutlich, daß der gegenwärtige Zustand also unmöglich von Anfang her so gedacht gewesen sein kann, daß es sich vielmehr um etwas im Laufe der Jahrhunderte allmählich Entstandenes handelt, wobei ja auch hinsichtlich der rechtlichen Verhältnisse oft Meinungsverschiedenheiten bestanden haben, indem Wohnheitsrecht langsam zu geschriebenem Recht wurde. Durch immer erneutes Nachgeben der Kirche gegenüber den Forderungen der „Randsiedler“ ist es soweit gekommen, daß schließlich hier und da durch einmalige Abfindung der Kanon heute abgelöst ist und die langjährigen Streitobjekte nun in freien und uneingeschränkten Besitz übergegangen sind.

Die nachträgliche Entstehung der Häuserzeilen spricht sich endlich auch noch darin aus, daß die Fluchtlinien beider Budenreihen, namentlich die der Wiffelbuden vor dem Kirchengiebel gegenüber den verlängerten Straßensfluchten der Königstraße bezw. der westlichen Wittstraße, um ein gewisses Stück vorspringen. Hier ist also wohl daran zu denken, daß man mit diesem Vorrücken der Häuser gegen die Straße auf *d e r e n* Kosten etwas von dem Raum zu gewinnen suchte, der auf der Rückseite dieser schmalen Baublöcke gegen die Kirche hin fehlte. Der Raummangel drückt sich auch darin aus, daß beispielsweise für das Haus Königstraße 140, das 1801 erbaut wurde, von der vorbeilaufenden Straße eine Grundfläche von 15 Fuß an den ersten Besitzer abgetreten wurde mit dem ausdrücklichen Bemerkten „zur Verlängerung des neu erbauten Hauses“, so daß dieses Grundstück heute merkwürdig gegen die Marienkirchstraße hin vorspringt. Auch für diese Abtretung ließ sich die Stadt einen Kanon zahlen, und es ist in den Grundakten ausdrücklich vermerkt: „Es ist diese Berechtigung der Kämmerei von der der Marienkirche strenge zu unterscheiden“ (12. September 1860). Vielleicht kann man bei den beiden vorgerückten Häuserfronten auch an eine ehemalige Bebauung mit Laubenhäusern denken, die für viele mittelalterliche Städte der Mark charakteristisch war, wofür Siedler<sup>28)</sup> zahlreiche Beispiele in Plan und Bild anführt. Diese Häuser wurden, ganz nach Art der ländlichen Laubenhäuser<sup>29)</sup>, mit einem im Obergeschoß über die Straße vorgezogenen Stockwerk erbaut, das auf Pfosten ruhte und unter dem die öffentliche Straße hindurchführte. Durch Ausfüllung der anfänglich so errichteten Lauben oder Unterfahrten zwischen den Pfosten mit festen Wänden sind in vielen Städten, gerade häufig um die Märkte herum, ganze Straßensfluchten entstanden, die durch ihren gegenüber dem anfänglichen Plan ein Stück weit vorgeschobenen Verlauf auch selbst dort noch auf das ehemalige Vorhandensein der Laubenhäuser hinweisen, wo diese selbst längst verschwunden sind und massiven Neubauten Platz gemacht haben.

Nach diesen Erwägungen scheint es also sicher zu sein, daß die Häuserumbauung des Marienkirchblockes an zwei Seiten erst im Laufe der Stadtentwicklung erfolgt ist, die Umbauung, die wir heute gerade als einen besonderen Reiz des Marktbildes betrachten, indem sich um die Kirche nach dem viel gebrauchten Vergleich die Häuser gleich den Küchlein schutzsuchend wie um die Henne scharen, und man stimmt dabei gern der Ansicht von W. Brack<sup>30)</sup> zu, daß es eine glückliche Fügung gewollt habe, daß der schlichte Rahmen der umgebenden Bebauung der Kirche den Abbruchplänen einer verständnislosen Zeit glücklich entgangen sei.

<sup>28)</sup> Siedler, Märktischer Städtebau, S. 84.

<sup>29)</sup> Rudolph, M., Das Laubenhaus in der Uckermark. Prenzlauer Kreiskalender für das Jahr 1933, S. 151—156.

<sup>30)</sup> Brack, Städtebauliche Entwicklung . . ., S. 35.



Die Rathausbuden, um noch einmal zu ihnen zurückzukehren, sind dagegen dem Neubau des jetzigen Rathauses und der Neugestaltung des ganzen Rathausblockes zum Opfer gefallen, ohne daß sie eine nachhaltige Wirkung auf das Bild des Prenzlauer Stadtplanes ausüben konnten. Daß sie aber nicht eine einmalige Prenzlauer Sondererscheinung gewesen sind, geht aus zahlreichen Vergleichen mit andern Städten des ostdeutschen Koloniallandes hervor. In einem kleinen Aufsatz berichtete beispielsweise der Direktor des Königsberger Prussia-Museums, Dr. W. Gaerte<sup>31)</sup> über die in der Baugeschichte ostpreussischer Städte so häufigen „Hakenbuden“, die sich auch dort in so auffälliger Weise meist an die Rathäuser anlehnten. Genau wie in unserm heimischen Sonderfalle beschreibt sie der Verfasser als ursprünglich kleine, leichte Verkaufsstände in Anlehnung an die unteren Teile der Rathäuser, in denen auch dort meist kleine Geschäftsräume untergebracht waren. Auch in jenen Fällen haben diese leichten Buden später durch festeren und größeren Ausbau bis über zwei Stockwerk: derartig überhand genommen, daß sie in einzelnen Fällen nun sogar durch völlige Ueberwucherung das Rathaus tatsächlich ganz zur Strecke gebracht haben, indem die Rathäuser etwa der Städte Hohenstein und Gerdauen abgebrochen worden sind, während die ehemals bescheidenen Buden als ein kleiner, vier-eckiger Baublock um einen leeren Innenraum herum unter dem Namen der Hakenbuden bis auf diesen Tag ihren ehemaligen Kristallisationsmittelpunkt überlebt haben.

Nach dieser Beschreibung aus einem weit entlegenen Teil des ostdeutschen Koloniallandes, die genau auf unsere heimischen Verhältnisse paßt, zeigt es sich also deutlich, daß wir es auch in Prenzlau mit echten Hakenbuden zu tun haben, und daß zwischen Rathaus und Bude im Mittelalter eine Art von „Symbiose“ bestanden hat, die gelegentlich sogar zu einer völligen Umkehr der ursprünglichen Verhältnisse führen konnte<sup>32)</sup>. Bei näherer Nachprüfung läßt sich sodann feststellen, daß in der Tat auch in Prenzlau der Name der Hakenbuden geläufig und gebräuchlich gewesen ist<sup>33)</sup>. Das alte Prenzlauer Rathaus hat nachweislich nicht nur den Raum des heutigen eingenommen, sondern reichte weit gegen Westen über diesen hinaus und füllte auch noch den kleinen Block westlich der kurzen, erst 1724 anlässlich des Neubaus angelegten „Marktstraße“ mit aus, so daß also die Ost-Westerstreckung dem alten mit dem neuen Rathaus gemeinsam war. Betrachtet man nun den Stadtplan, den Dobbert seinem Aufsatz über die Prenzlauer Straßennamen<sup>34)</sup> beigegeben hat, oder den Plan des Rathaus-

<sup>31)</sup> Königsberger Allgemeine Zeitung vom 31. August 1933.

<sup>32)</sup> Stellenweise hat sich dieses Zusammenleben von Stadtverwaltung und Kaufmannschaft auch bis in spätere Bauperioden bezw. in die Gegenwart erhalten. In dem „Schachbrettgrundriß“ der 1606 gegründeten Stadt Mannheim z. B. nimmt das in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaute Rathaus oder „Kaufhaus“, wie es bezeichnenderweise noch heute vorwiegend im Volksmunde heißt, einen ganzen Baublock ein, indem das ganze, von Arkaden umgebene Untergeschoß des schönen, zu architektonischer Einheit zusammengefaßten Bauwerkes von stadteigenen und vermieteten — „Budenzins!“ — Läden eingenommen wird, über denen im Ober- und Mansardenstock die städtischen Ämter untergebracht sind. Im Grunde also der gleiche Baugedanke wie im Mittelalter, nur in einer zweckmäßigeren und verfeinerten Form!

<sup>33)</sup> Ähnliches gilt auch von andern Städten der Mark, z. B. Treuenbriezen, wo heute noch ein Baublock inmitten der Hauptstraße „Die Hakenbuden“ genannt wird (Führer durch das 1000jährige Treuenbriezen. Hg. v. Heimatverein. Treuenbriezen 1930, Julius Schneider. S. 7.).

<sup>34)</sup> Mitt. d. Uk. Mus.- u. Gesch.-Vereins, III, S. 167 ff.

blockes bei dem vorgenannten Aufsatz des gleichen Verfassers über den Neubau<sup>35)</sup>, so findet man, daß die heutige Scharnstraße früher den merkwürdigen Namen „Im Theer-Haaken“ geführt hat. Ferner findet sich auch in der oben genannten Feuerordnung vom Jahre 1577 die Bestimmung<sup>36)</sup>, daß das unter dem Rathhaus aufbewahrte Löschmaterial von den benachbart Wohnenden „im Hagen, in den Wiffel-, Rohr- und Haakenbuden“ sogleich jeweils zum Brandplatze geschafft werden mußte. Leider gibt Seckt dieser Mitteilung keine nähere, örtliche Fixierung bei, sondern beschränkt sich auf den Zusatz „Gegenden der Stadt nahe beim Rathause“. Aber da die Lage des Hagen, auf der Vorderseite des Rathhauses, der Rohr- und Wiffelbuden uns genau bekannt ist, kann mit den Haakenbuden nur die auf der Rückseite des heutigen Rathausblockes gelegene Budenreihe gemeint gewesen sein, eben die Reihe, die „Im Theerhaaken“ lag. Wenn die Schreibweise des Namens gelegentlichem Wechsel unterworfen war und man findet, daß der Name Theer-Haaken auch in der Form Theerbaagen überliefert ist<sup>37)</sup>, so dürfte hier nur ein Schreibfehler vorliegen, der dadurch veranlaßt wurde, daß der Straßenzug auf der Vorderseite des Rathhauses „Im Hagen“ hieß. Nach den vorstehenden Ausführungen ist der ersteren Schreibweise unbedingt der Vorzug zu geben. Daß dieser Straßennamen anscheinend auch für die Bildung von Eigennamen in Prenzlau benutzt worden ist, geht aus einer Streitsache vom Jahre 1439 hervor<sup>38)</sup>, denn unter den in sie verwickelten Prenzlauer Bürgern wird auch einer genannt, der den Namen „Lüder in dem Haaken“ führte.

Nun fragt es sich weiter, wie diese mit Haaken zusammengesetzten Wortbildungen entstanden sind und welchen Sinn sie haben, denn die gelegentlich vorgetragene Ansicht<sup>39)</sup>, die Buden hätten ihren Namen daher bekommen, weil die Latten und Segeltücher anfangs an die Rathauswände angehaakt worden seien, kann nur wenig befriedigen. Das große „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm gibt auf diese Frage keine Antwort, dagegen bietet das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“ von Schiller-Lübben (II. Band, Bremen 1876) eine um so einleuchtendere Erklärung. Man liest dort: Hake = Höker, Kleinhändler, der den Kleinhandel mit Lebensmitteln u. dgl. betreibt: botter-, kesse-, speck-, smersepen-hake. Dazu in zusammengesetzten Wortbildungen: hakwerk = hok(e)werk, Gewerk oder Innung der Krämer, und ferner hokenflocke, haaken clocke, Krämerglocke, die das Zeichen zum Anfang des Marktes gibt. Dazu führt die genannte Quelle eine Reihe von Zitaten aus niederdeutschen Urkunden an, die die Benutzung und Bedeutung des Wortes belegen, das in der Form von Höker, verhökern heute noch im Sprachgebrauch fortlebt. Auch W. Gaerte bringt in seinem genannten Aufsatz einen weiteren Beleg für diese Wortform bei, wenn er auf eine Tertstelle der Hanse-Rezesse hinweist, wonach man in den preussischen Städten keine „Hakenkrüge“ dulden solle, die fremdes, von andern gebräutes Bier „ushokenne“, also aushaken oder aushökern. Damit erweist sich also die Wortform Hake einwandfrei als eine niederdeutsche Bildung und damit erklärt sich demnach auch die Tatsache, daß die Budenreihe an der rückwärtigen Rathhausseite zu Prenzlau den Namen „Im Theerhaaken“ nach der dort betriebenen Hökerei geführt hat, wobei dem Hökerbetrieb an dieser Stelle be-

<sup>35)</sup> Mitt. d. Ud. Mus.- u. Gesch.-Vereins, II, S. 141 ff.

<sup>36)</sup> Seckt, II, S. 77.

<sup>37)</sup> Dobbert, Straßennamen, S. 170.

<sup>38)</sup> Seckt, II, S. 19.

<sup>39)</sup> Dethleffen, Richard, Das schöne Ostpreußen. München 1916, R. Piper & Co., S. 95.

sonders noch die Tatsache zugute kam, daß die Straße gegen Westen an ihrer Einmündung in den Untermarkt sich etwas erweitert und das alte Rathaus auf der Rückseite anscheinend eine nischenartige Einbuchtung besessen hat, die somit ebenfalls zur Verbreiterung des Straßenraumes beitrug.

Für die Hökerei bestanden natürlich auch genaue Bestimmungen. So war die Zahl der Hökerbuden bis ins 16. Jahrhundert geschlossen und durfte nicht willkürlich vermehrt werden; noch 1603 wird als Höchstzahl der Höker 15 angegeben, von denen einer am Steintor, einer in der Neustadt, und die übrigen in des Rats Hafenbuden wohnen mußten. In der Hökerordnung vom 20. Juni 1748 wurde dann die Zahl der Höker auf 30 festgesetzt<sup>40)</sup>.

Den Ausgangspunkt der vorstehend skizzierten Gedankengänge bildete für den Verfasser die Suche nach einer befriedigenden Erklärung des Namens Theerhafen. Die im Anschluß daran nach und nach auftauchenden und in verschiedenster Richtung geführten Erwägungen und Feststellungen brachten dann, wie zu hoffen ist, erneut den Beweis dafür, daß auf dem Gebiete der Stadtplanforschung — im allgemeinen sowohl wie im Prenzlauer Sonderfalle! — noch manche bislang wenig oder gar nicht berührte Fragen einer Klärung näher gebracht werden können, wenn man sich bemüht, alle, auch die entferntest liegenden Momente in der nötigen Weise zu berücksichtigen. Wertvolle Hinweise bietet hier neben gründlicher Beachtung der natürlichen, geographischen Gegebenheiten besonders die vergleichende Stadtplanforschung, da es nicht angeht, einen Plan allein restlos aufhellen zu wollen, ohne dabei Parallelen mit andern, ähnlich oder anders gearteten Fällen aufzuweisen. Dabei zeigt sich auch wiederum, daß in jedem Sonderfalle selbst die kleinsten und anscheinend nebensächlichsten topographischen Erscheinungen untersucht und gewürdigt werden müssen, und endlich sieht man erneut, welche historisch bedeutsamen Urkunden die alten, oft nicht mehr verstandenen Straßennamen darstellen und wie sehr es zu bedauern ist, wenn sie in noch so gut gemeinter Absicht abgeschafft und durch neuere, oft vom Augenblick her diktierte Bezeichnungen ersetzt werden, die man stets lieber den jüngeren Stadtteilen vorbehalten sollte!

---

<sup>40)</sup> Nach brieflicher Mitteilung von Hw. Dr. Schwarz vom 10. April 1934.

# Die Uckermärker Mitschüler Ottos von Bismarck

Von Dr. Werner SiebARTH



Das 50. Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“<sup>1)</sup> bietet einen Aufsatz über „Otto von Bismarck, seine Lehrer und Mitschüler auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin 1830 bis 1832“<sup>2)</sup>. Für jenen Aufsatz waren die Hauptquelle die Schulakten des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Unter den genannten Mitschülern Ottos von Bismarck waren und sind an jener Stelle aufgeführt: vier Uckermärker.

Es dürfte die Aufdeckung von Einzelheiten aus dem Leben dieser vier uckermärkischen Mitschüler des jungen Bismarck hier um so regeres Interesse finden, als die in dem erwähnten Aufsatz von Zelle beigebrachten knappen Angaben nicht bloß lückenhaft sind, sondern einige Versehen aufweisen. Diese Feststellung kann aber um so weniger als Vorwurf gelten, da Zelle — wie schon der Titel des Aufsatzes beweist — offenbar nicht hauptsächlich genaue Lebensdaten der aufgezählten Klosteraner geben, sondern die über sie in den Schulakten enthaltenen Angaben der Öffentlichkeit, also vornehmlich eine schulgeschichtliche Studie vorlegen wollte. Immerhin hat er dabei den Anstoß zu weitergehenden Mitteilungen gemacht, sonst wären ihm die erreichten Lebensstellungen und die Sterbedaten der Genannten unbekannt geblieben —, und er hätte dann sorgfältiger vorgehen können. Was jetzt eine halbe Generation später möglich ist, hätte ihm damals noch leichter werden müssen.

Abgesehen von der stellenweise erreichten biographischen Auffüllung — und selbst aus so junger Vergangenheit ist der Erfolg bei personellen Forschungen und lebensgeschichtlichen Erhebungen nicht immer gewährleistet —, wird ohnehin der uckermärkische Geschichtsfreund vielleicht ein kurzes Streiflicht darauf werfen wollen, wer aus seiner Heimat mit Otto v. Bismarck die Schulbank drückte und gleich ihm — nach den Eingangsworten des Fürsten Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ — „als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts“ dieselbe Anstalt in jener Generation verließ.

Es ist daher nicht bloß entscheidend, ob es die vier Klosteraner aus der Uckermark nun zufällig auch zu erheblicher Geltung und noch heute beachtenswerter Leistung gebracht haben: Die Notwendigkeit der Korrektur wie der Ergänzung jener Angaben Zelles und die Heimatfreude haben mich zu dieser anspruchslosen Kleinigkeit aufgemuntert. Und nur so möge sie auch verstanden sein. Der Sensationslüfterne kommt gewiß zu kurz.

<sup>1)</sup> Heft 50: Erforschtes und Erlebtes aus dem alten Berlin, Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Vereins f. d. Gesch. Berlins; Bln. 1917.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 290—301: „Ein Beitrag zur Berliner Schulgeschichte“ von Geh.-Rat Prof. Dr. (Friedr.) Zelle.



Die erwähnte Aufgabe des Ganzen und die Absicht, es möglichst nicht bei äußerlichen Daten bewenden zu lassen, dazu der ungleich ergiebige Quellenbefund, hauptsächlich die verschiedene Länge und daneben die heute noch verfolgswerte Verzweigtbeit der Lebenswege der einzelnen sind Anlaß für ungleichen Umfang der vier Abschnitte.

## I.

Der älteste der udermärkischen Mitschüler Ottos von Bismarck im Grauen Kloster<sup>3)</sup>, Berlins überlieferungsstolzeſter Anſtalt, war

### Friedrich Wilhelm Schütz<sup>4)</sup>.

Als Sohn des Schlächtermeisters<sup>5)</sup> Johann Gottlieb Schütz und deſſen Ehefrau Johanna Friederike, geb. Kröſing, zu Lychen am 9. Januar<sup>6)</sup> 1809 geboren, enthält zu ſeiner Generation das Lychener Kirchbuch nur noch Eintragungen über die Geburt zweier älterer Geſchwister: eines Wilhelm Ludwig (geb. 17. 10. 1804) und deſ August Friedrich Schütz (geb. 28. 2. 1807)<sup>7)</sup>.

Friedrich Wilhelm kam 1828 in die Großquarta deſ Grauen Kloſters, wohnte bei dem Gymnaſiallehrer Prof. Stein, Kloſterſtraße 40, — wie überhaupt häufig Schüler bei Lehrern der Anſtalt in Penſion waren —, ſaß mit Bismarck in der Prima deſ Gymnaſiums zuſammen, er in der oberen Abteilung<sup>8)</sup>, Bismarck in der unteren, und legte turnuſgemäß zu Oſtern 1831 ein Jahr vor dem altmärkiſchen Junker die Reiſepriifung ab.

Schütz beabſichtigte, Theologie<sup>9)</sup> zu ſtudieren. Sein Lebensweg verliert ſich in Liſſabon<sup>10)</sup>, wo er wahrſcheinlich als Kandidat 1837 geſtorben iſt.<sup>11)</sup>

<sup>3)</sup> Die Auswertung der Schulakten deſ Grauen Kloſters verdanke ich Dr. Wilh. Lieben, Studienrat am Grauen Kloſter.

<sup>4)</sup> Zelle (a. a. D., S. 295) ſchreibt — auf Grund der auch ſonſt ungenauen Bemerkungen in den Schulakten — fäliſchlich: „Schütze“.

<sup>5)</sup> Zelle (ebd.) läßt den Vater Kaufmann geweſen ſein, was aber wohl Verſehen iſt; denn Lieben gab mir richtig — doch nach den gleichen Quellen, über die Zelle verfügte — in Uebereinstimmung mit den Angaben deſ Lychener Kirchbuches den Vater als Schlächtermeiſter an.

<sup>6)</sup> Schulakten haben ungenau: 5. Januar.

<sup>7)</sup> Dieſe Daten verſchaffte mir gütigſt Oberpfarrer Telle, Lychen, aus dem Lychener Kirchbuch.

<sup>8)</sup> Die Teilung der Prima in Ober- und Unterprima erfolgte erſt 1859. In den Jahren 1827—1832 zählte die Prima deſ Grauen Kloſters durchſchnittlich 62 Schüler! Vgl. Zelle, a. a. D., S. 290. Anm. 2.

<sup>9)</sup> Nach Liebens Mitteilung: Theologie, nach Zelles Vermerk (a. a. D., S. 295): Philoſophie.

<sup>10)</sup> Einzige Möglicheit, Schützens Studium genau zu ermitteln, böte die Einſicht in die Liſſaboner Univerſitätsmatrifeln, die aber — nach Feſtſtellungen in der Pr. Staatsbibl. u. der Berliner Univ.-Bibl. — nicht gedruckt vorliegen.

<sup>11)</sup> Gern würde ich von geneigten Leſern Ergänzungen zu den Angaben entgegennehmen, beſonders über Schütz und Schelz.



## II.

Ebenjowenig wie für Fr. W. Schütz hat sich für

### Theodor Ludwig Schelz

feststellen lassen, daß Nachkommen noch am Leben sind<sup>12)</sup>. Th. L. Schelz wurde zu Angermünde als Sohn des Riemermeisters und Wagenbauers Karl Gottfried Schelz und dessen Ehefrau Friederike, geb. Regeling, am 22. Oktober 1812<sup>13)</sup> geboren.

Er war 1828 — also mit sechzehn Jahren — in Großquarta des Grauen Klosters zu Berlin. Er wohnte beim Warentarator Hermann Buze, Berlin, Landsberger Straße 11. War Klassenkamerad Bismarcks in der Sekunda<sup>14)</sup> und erhielt die Reise zu Ostern 1834, also zwei Jahre nach Otto von Bismarck.

Schelz studierte Theologie und wirkte während des größten Teils seines langen Lebens — nach Pfarrerstätigkeit in Hamburg — in Zossen (Mark) als Pfarrer für Wünsdorf (Zossen-Land) und zweiter Geistlicher für Zossen. Dort wohnte er im Hause der jetzigen Superintendentur. Die Daten des Amtsbegünes und -endes in Zossen waren nicht zu ermitteln: Die erste Taufe nahm er hier am 26. Dezember 1854<sup>15)</sup> vor, die letzte Beerdigung — als letzte bemerkte Amtshandlung — am 27. Juli 1887<sup>16)</sup>. Schelz war mit Auguste, geb. Zanktiren, vermählt. Lange Zeit nach deren Tode heiratete er in hohem Alter die wesentlich jüngere Verwandte (Nichte?) Hedwig, geb. Bevermann<sup>17)</sup>. Es geht von ihm in Zossen noch heute — allgemein, nur deshalb auch sei es hier erwähnt — der Ruf, als habe er ziemlich zurückgezogen gelebt und seinen späteren Lebensweg in festem, ruhigem Schritt durchgemessen: Nur gegenüber seinem „Leibkutscher“, dem Zossener Uckerbürger Hansche, aufgeschlossen, hat er sich stets nur von diesem und dessen eingeweihten Schimmel von Zossen zu seiner Wünsdorfer Gemeinde fahren lassen, und als er diesem Gelöbniß über ein Menschenalter treu geblieben war, da hatte sich sein Wort bewahrheitet, daß die anderen beiden ebenfalls nicht mehr mitmachten, wenn einer von den dreien, Schimmel, Kutscher oder Pfarr wegen hohen Alters endlich wegesmüde geworden seien. Nach einer Ruhezeit von über dreizehn Jahren ist er in dem ehrwürdigen Alter — wie das Zossener Kirchbuch<sup>18)</sup> unterm 5. Januar 1901 meldet — von achtundachtzig Jahren zwei Monaten und vierzehn Tagen an Altersschwäche in Zossen gestorben und ist am 9. Januar 1901 daselbst bestattet worden. Eine schlichte, aber würdige Gestalt steht er in der Erinnerung seiner Gemeinde.

<sup>12)</sup> Erkundigungen danach durch die Bürgermeister der beiden Geburtsstädte in Lychn und Angermünde hatten kein positives Ergebnis.

<sup>13)</sup> Zelle (a. a. O., S. 299) gibt als Geburtsjahr unzutreffend 1813 an. Das genaue Geburts- und Sterbensdatum konnte ich an der Grabtafel und im Kirchbuch (Bd. 26) in Zossen ablesen. Die von Zelle hauptsächlich benutzten Schulakten lassen die Errechnung des Geburtsjahres nur durch Zurückrechnen vom Einschulungsjahr und Alter des betreffenden Schülers zu; aber auch so müßten sie — bei genauen Angaben — zum richtigen Ergebnis führen.

<sup>14)</sup> Diese erst 1837 in Ober- und Untersekunda geteilt.

<sup>15)</sup> S. Zossener Kirchbücher, Bd. 15.

<sup>16)</sup> Ebd., Bd. 20.

<sup>17)</sup> Diese Angaben verdanke ich Frä. Helena Lenz, der einzigen älteren Zossenerin, die mir noch — in Folge des Verkehrs ihrer Eltern mit Schelz — über ihn einige Auskunft geben konnte.

<sup>18)</sup> Bd. 26.

### III.

Obwohl jünger als die bisher Genannten, gehörte

#### Hermann von Klübow

noch zu den Mitschülern Ottos von Bismarck, die vor ihm das Graue Kloster zu Berlin verließen. Entstammend dem bekannten udermärkischen Uradel der Klübow, wurde Hermann Otto Karl Albert<sup>19)</sup> von Klübow zu Prenzlau geboren. „Das Licht der Welt“, das er erblickte, muß ein recht strahlendes gewesen sein; denn wenige Tage nach der Leipziger Völkerschlacht, am 28. Oktober 1813<sup>20)</sup> war es. Hermann war Sohn des Adolf Heinrich von Klübow auf Dedelow und dessen Gattin Idalie Pauline Luise von Stülpnagel zu Grünberg. Der Vater, Herr auf Dedelow und Teil Falkenhagen, Major a. D., starb schon am 20. September 1831, die Mutter — beinahe achtzigjährig — am 12. Dezember 1870. Hermann hatte mehrere Geschwister: Adolfsine Auguste Henriette (geb. 2. 7. 1812, vermählt mit Ernst v. d. Kneesebeck auf Wittingen), Heinrich Ludwig Gottlob (8. 1. 1816—1. 4. 1861, vermählt mit Alma von Ramin), Karl (geb. 6. 7. 1819), Ferdinand (geb. 18. 3. 1821), Marie Amalie Pauline (28. 11. 1822—19. 2. 1908, vermählt mit Hans Emil von Ratte auf Wust) und Alfred (geb. 21. 3. 1828, j. u.).

Im April 1829 wurde Hermann von Klübow in die Kleinfekunda<sup>21)</sup> des Grauen Klosters zu Berlin aufgenommen, wohnte Klosterstraße 85, bei Madame Scheerer, erwarb zu Michaelis 1831 — ein halbes Jahr vor Bismarck — die Reife, hat also mit ihm in der Prima der Anstalt zusammengesseßen.

Anschließend studierte er Jura und bekleidete später den Posten eines Direktors im Preussischen Ministerium des Innern, wurde Dechant des Domstifts Brandenburg a. S. und Mitglied des Preussischen Herrenhauses für dasselbe, außerdem Hauptritterschaftsdirektor bei der Kur- und Neumärkischen Hauptritterschaftsdirektion (jetzt: Märkischem Generallandschaftsdirektorium), als solcher Wirklicher Geh. Oberregierungsrat, Erzellenz. In den 1860er Jahren hat er das sog. Schloß in Dedelow erbauen lassen von dem damals sehr geschätzten Berliner Architekten Cantian. Es ist aber weder im Äußeren noch nach innen ein Meisterwerk zu nennen<sup>21)</sup>. Aus dem Lehnrittergut Dedelow stiftete Hermann v. Klübow zusammen mit seinem Bruder Alfred (die anderen Brüder waren früher ohne männliche Leibeserben verstorben) am 28. Oktober 1877 — also an seinem vierundsechzigsten Geburtstag — ein Fideikommiß, das gegenwärtig noch in der Familie ist. Er ist unverheiratet geblieben.

Seinen großen Mitschüler half er mit anderen ehemaligen Schulkameraden im Sommer 1872 ehren — damals war Bismarck als Gründer des jungen Reiches von seinem Kaiser bereits in den Fürstenstand erhoben<sup>22)</sup> —, indem er sich an dem Geschenk der Bronzestatuette Bismarcks, modelliert von der Bildhauerin Elisabeth Ney, für das Graue Kloster beteiligte. Auch war es ihm noch vergönnt, unter den zehn Überlebenden zu sein, die dem achtzigjährigen abgedankten und doch weithin verehrten Gewaltigen in Friedrichsruh als ihrem Mitschüler im September 1895 eine Gedenktafel errichteten, die noch

<sup>19)</sup> Nach den Schulakten des Grauen Klosters: Hermann Karl Otto Alfred.

<sup>20)</sup> Zelle (a. a. D., S. 295) fälschlich: 1814.

<sup>21)</sup> Vgl. Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg, Bd. III, Tl. 1: Kr. Prenzlau; Berlin 1921, S. 38.

<sup>22)</sup> S. Anhang zu den Gedanken u. Erinner., Bd. I; Stuttg. u. Bln. 1901, S. 215/16.

heute an der Schulmauer in der Klosterstraße Berlins den Vorübereilenden an den Schüler Bismarck erinnert<sup>23)</sup>. Am 15. November 1902<sup>24)</sup> ist Hermann v. Klützow auf seinem Ritteritz Dedelow gestorben.

## IV.

Am meisten läßt sich über das Leben

### Otto v. Holzendorff

beibringen, der zugleich unter den vier Udermärkern die stärksten Beziehungen zum Grauen Kloster hatte. Er wurde als Sproß der älteren Jagower Linie seines Geschlechts am 19. Juli 1817 geboren. Sohn des Carl Julius Alexander (25. 5. 1791 bis 30. 9. 1848) auf Jagow, Rittgarten und Simkau und dessen erster Gemahlin: Henriette Fischer (1788 bis 2. 9. 1828). Otto hatte sechs rechte und zwei Stief-Geschwister: Clara (geb. 11. 4. 1815), verm. mit ? v. d. Kneesebeck, geschieden), Rudolf (geb. 28. 6. 1816, ebenfalls Schüler des Grauen Klosters zu Berlin, verm. mit Bertha v. Holzendorff-Wiljadow), Hans (geb. 13. 8. 1819, verm. mit Emma August, Tochter des Dr. E. F. August, Direktors des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin), Hedwig (geb. 23. 11. 1820, verm. mit Julius v. Holzendorff-Bruchhagen), Anna (geb. 11. 5. 1823, verm. mit Ernst v. Bonin-Cufferow), Herman (sic!) (geb. 10. 8. 1825, gefallen in der Berliner Märzrevolution 1848) und die Stiefbrüder Bernhard (geb. 20. 10. 1830, verm. mit Caroline, nach deren Tod mit deren Schwester Johanna v. Gordon) und Carl (geb. 6. 1. 1840, verm. mit Melitta v. Rango, geschieden).

Schon durch seine Mutter war Otto v. Holzendorff in naher Beziehung zum Grauen Kloster: war doch deren Vater der berühmte Klosterlehrer Dr. Ernst Gottfried Fischer, der auch Mathematiklehrer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Friedrich Wilhelm IV., und des Prinzen Wilhelm, nachmaligen Königs und Kaisers Wilhelms I., war; als Mathematikprofessor hatte Fischer<sup>25)</sup> an der Berliner Universität eine Dozentur und sich nebenher um seine ehemalige Anstalt, das Graue Kloster, besonders verdient gemacht als Stifter der Sängerschaft am Grauen Kloster. Gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Rudolf (s. o.) wurde Otto v. Holzendorff im April 1829 in die Kleintertia des Gymnasiums aufgenommen. Er bewohnte mit elf anderen Mitschülern — ohne jedes Entgelt — das von dem Gönner des Klosters, Sig. Streit, errichtete Alumnat, die sog. Streitsche Kommunität. Ein erheblich jüngerer Mitschüler Bismarcks, konnte er zu Ostern 1836 die Anstalt mit dem Reisezeugnis verlassen.

Danach — unter erheblicher Mißbilligung seiner Angehörigen — studierte er Jura in Bonn und Berlin, erledigte Referendar- und Assessorprüfung regelrecht<sup>26)</sup> und genügte seiner Militärpflicht bei den Halberstädter Kürassieren. Als

<sup>23)</sup> Für v. Klützow stellte mir mit gewohntem Entgegenkommen Dr. Schwarz-Prenzlau Nachrichten zu. Außerdem Daten über ihn in: Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Uradeligen Häuser, Jhrg. 1918, Gotha 1917, S. 408; Biographisches Jahrbuch u. deutscher Nekrolog, hg. v. A. Bettelheim, Bd. VII, Berlin 1905, S. 60. Weitere Literatur über H. v. Kl.: Die Woche, IV, 2160, u. III, 3tg., CXIX, 827.

<sup>24)</sup> Zelle (a. a. O, S. 295) unzutreffend: 1901.

<sup>25)</sup> E. G. Fischer war auch Schwiegervater der bedeutenden Gymnasiallehrer Prof. Bellermann (Direktor des Klosters 1847—1867) und Prof. August (s. o.).

<sup>26)</sup> Diese Mitteilung konnte mir unmittelbar sein jüngster überlebender Sohn, Arndt zu Groß-Hansdorf, machen.

Assessor lernte er in Stettin (auf einem Ball des „alten Wrangel“, kommandierenden Generals) seine spätere Gattin, die Rheinländerin Eveline v. Ribbentrop kennen (geb. 18. 7. 1820, verm. zum erstenmal mit v. Barby, mütterlicherseits von dem ufermärkischen Adelsgeschlecht der Sydow abstammend), die Otto v. H. 1846 heimführte. In Stettin verband ihn die Freundschaft mit seinem Kollegen Conrad Zitelmann (von dem ein Verwandter, Kurt Z., später Ottos Tochter Eva (s. u.) heiratete) und mit unserem schöpferischen Balladenkomponisten Carl Loewe. Überhaupt fand in Ottos und seiner hochmusikalischen Gattin Hause die Musik bald eine ausgesuchte Pflegestätte. Otto v. H. war zunächst als Staatsanwalt in Berlin tätig, wurde 1857 nach Thüringen berufen, wo er als Oberstaatsanwalt von Koburg-Gotha das Schwurgerichtsverfahren einsetzte. Zum Vizepräsidenten des Thüringischen Appellationsgerichtshofes befördert, wurde er gleichzeitig in den Aufsichtsrat der Deutschen Grund-Kredit-Bank in Gotha gewählt, deren Direktion er 1869 nach Verlassen des Staatsdienstes übernahm. Seine Gattin hatte ihm zwei Stiefkinder zugeführt: Asta (verm. mit dem Großbritannischen Generalkonsul J. A. Crowe zu Düsseldorf) und Wanda (verm. mit dem berühmten Internisten, dem Medizinprofessor Geh. Hofrat Dr. Karl Gerhardt, schließlich Leiter der inneren Abteilung der Berliner Universitätsklinik). Otto v. H. selbst schenkte Eveline v. Ribbentrop noch zehn Kinder: Eva I (geb. 24. 8. 1847, schon 15. 11. 1848 gest.), Sara (geb. 27. 10. 1848, verm. mit August v. Janson; s. auch Anm. 27), Armgard (geb. 12. 10. 1850), Eva II (geb. 30. 11. 1851, verm. mit Kurt Zitelmann; s. o.), Henning (geb. 9. 1. 1853), Else (geb. 21. 4. 1854), Marta (geb. 30. 8. 1855, verm. mit dem derzeitigen Major v. Funck), Hans Dietrich (geb. 25. 11. 1856), Frida (geb. 8. 4. 1858) und Arndt (geb. 10. 11. 1859, verm. mit der Tochter des Nachfolgers seines Vaters als Bankdirektors, Landsky; s. auch o. Anm. 26).

Das Leben Ottos v. Holzendorff gewinnt für uns noch besonders Farbe durch die veröffentlichten anziehenden Memoiren seiner Tochter Sara (s. o.)<sup>27)</sup>. Sie hat uns ein reiches, ungemein anschauliches Bild entworfen von dem Gesellschaftsleben in ihrem elterlichen Hause. Es zeigt den Vater, Otto v. H., im Verkehr mit dem kaiserlichen Hause, mit deutschen Fürsten, Adligen und Bürgerlichen vieler Stände und Parteien. Es zeigt ihn somit als lebenssicheren, welterfahrenen Mann, frei von ständischen Vorurteilen. Es zeigt zudem die Weite seines geistigen und künstlerischen Verstehens. Denn in seinem gastfreundlichen Heim in Berlin und hernach in Gotha gaben sich Männer wie Wilibald Alexis, Gustav Freytag — der ganz besonders —, Heinrich v. Treitschke, Albrecht v. Stosch (der spätere Minister und Chef der Admiralität und vermeintliche Rivale Bismarcks), Fritz Reuter, Friedrich Spielhagen und der Literat Rudolf Genée ein Treffen. Sie holten sich vom Glanz dieses Hauses nach und zu ihrem poetischen, wissenschaftlichen und politischen Schaffen neue Kraft. Wenn etwas die politische Unbekümmertheit Ottos v. Holzendorff kennzeichnet, so das gewiß, daß bei ihm selbst Geister jüdischen Bluts (!) wie Fanny Lewald, Berthold Auerbach und Georg Ebers gern und nachdrücklich Einkehr hielten — ein Ausdruck jener folgenschweren liberalistischen Epoche —, zum anderen aber gerade der geharnischte Ernst Moriz Arndt für den jüngsten Sohn Ottos, „Arndt“ (s. o. u. Anm. 26), die Patenschaft allerdings neben Gustav Freytag übernahm. Jenes Portrait Ottos v. Holzendorff aus der Feder seiner Tochter weitet sich zu einer zeitlinearen Kulturskizze aus. Wir sehen ihn an heimischer Tafelrunde im Gespräch oder bei gediegener Musik ebenso vertieft wie die Ereignisse von 1864, 1866, 1870/71 miterleben, wesentlich heraufgeführt durch den deutschen Genius seines einstigen Mitschülers und

<sup>27)</sup> Sara v. Janson, Erinnerungen aus dem Hause Holzendorff, Gotha 1925.



märkischen Standesgenossen Otto v. Bismarck. Ein Urteil Holzendorffs über Bismarck hat uns seine Tochter nicht aufbewahrt. Dessen Sturz hat er nicht mehr miterlebt: Am 24. Juni 1887 verschied er in Rissingen, nach zwei Monaten von seiner großherzigen Gattin gefolgt.

Ein geschlossenes Lebensbild das Ganze: Genuß und Ringen im Dasein, Zielstrebigkeit, Verußlichkeit, strammes Preußentum — und doch erhebliche soziale Weite, freudiges künstlerisches Verstehen, geistige Aufgeschlossenheit, ethischer Wille. Hauptsächlich: neben sachlich-altpreußischen Zügen freier offener Blick um sich, befördert zweifellos durch Gemüt und Geist seiner Gattin, jedenfalls von starkem inneren Übergewicht in dem reichen Erleben seines gesegneten Hauses, seines aufstrebenden Vaterlandes, seiner aufbegehrenden Zeit<sup>28)</sup>. Politisch: kein Fürstendiener, kein Stockkonservativer und doch kein Liberalist; gesellschaftlich: kein Krautjunker und kein Weltbummler. Überhaupt: wurzelecht und dennoch zeitnahe.

Mit diesen beiden Komponenten, in diesem Abgewogensein, hebt sich langsam — meistens im Hintergrunde bleibend — in den Aufzeichnungen seiner Tochter seine bei allem feste Gestalt ab. Wer seine Herkunft und Umwelt berücksichtigt, wird ihn so sehen müssen. Es paßt durchaus zu diesem Profil, wenn er für den Mitarbeiter der „Grenzboten“ von dessen Standpunkt aus „der tapfere Preuße Holzendorff“<sup>29)</sup> war und blieb. Inwieweit widerlegt dieses Wort Holzendorffs eigene Äußerung, die der Sache und dabei leidenschaftliche preußische Historiker Heinrich v. Treitschke der Tochter Sara Holzendorff rückweisend wiederholte: „Ich höre immer noch Ihres Vaters (O. v. H.) Ausspruch,“ meinte Treitschke: „Als Originale werden wir geboren, als traurige Kopien gehen die meisten von uns zu Grabe“<sup>30)</sup>.

Daß Udermärker unter Bismarcks Mitschülern gewesen sind, kann nicht besonders auffallen, wenn man beachtet, daß damals das „Graue Kloster“ zu 50 v. H. von auswärtigen Schülern besucht wurde. Unter den vier feststellbaren Udermärkern ist keiner in seiner udermärkischen Heimat geblieben — wie denn eine erfolgreiche Schülerschaft auf dem genannten Gymnasium damals jedem schon einen weitergesteckten Beruf vorwies. Und drei von ihnen sind außerhalb der Grenzen ihrer engeren Heimat gestorben. Mögen diese Zeilen in einer Zeit berechtigten Auftriebs der familiengeschichtlichen Forschung auch in dieser Richtung eine Anregung geben.

<sup>28)</sup> Außer den Nachrichten seines Sohnes Arndt über Ottos Studium und den „Erinnerungen“ der Tochter Sara (s. letzte Ann.) vgl. noch über ihn: Die Holzendorff in der Mark Brandenburg und Chur-Sachsen, Bln. 1876, S. 101, u. ebd. Stammtafel II, Nr. 49.

<sup>29)</sup> Gustav Freytag in: Karl Mathy, ein Lebensbild, 2. Leipzig 1872.

<sup>30)</sup> Sara v. Janson, a. a. O., S. 28.





# Bericht über die Tätigkeit des Vereins während der Jahre

1932

1933

1934

**D**ie in diesen drei Jahren fortgesetzte Erforschung vorgeschichtlicher Siedlungen, Grabanlagen und Einzelfunde der Uckermark war in jeder Hinsicht erfolgreich. Von der neolithischen bis zur frühgeschichtlichen Zeit konnte die Kenntnis von der Besiedlung der Uckermark wesentlich bereichert, manche interessante Wahrnehmung gemacht und wertvolles Fundmaterial dem Museum zugeführt werden. Die wichtigsten Neuerwerbungen sind in dem Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit veröffentlicht worden

Nachdem durch die Ueberführung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Altertümer in die für Museumszwecke hergerichteten Räume in dem Dominikanerkloster die meisten Schränke und Vitrinen in dem alten Museum in der Hospitalkapelle frei geworden waren und zur Verfügung standen, konnten diese zur Aufnahme und Ausbreitung der schon zu dicht und unübersichtlich lagernden vorgeschichtlichen Gegenstände verwendet werden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Neuauffstellung derselben vorgenommen und eine Trennung des Materials in eine Schau- und eine Studiensammlung gebildet. Die dem Zugang in das Museum von der Wittstraße aus zunächst gelegene, für die Museumsbesucher bestimmte Schau-sammlung enthält das in typologischer und chronologischer Anordnung ausgestellte, mit erklärender Beschriftung versehene Material zur Uebersicht und Belehrung über die in den verschiedenen Zeitabschnitten in der Uckermark herrschenden Kulturen. Die nach den drei Kreisen und innerhalb derselben nach alphabetisch geordneten Fundorten angelegte, in besonderen Behältnissen aufbewahrte Studiensammlung in Räumen außerhalb der Schau-sammlung enthält alles übrige, für die Schau-sammlung entbehrliche Material, das lediglich wissenschaftlichen Forschern, die Einsicht in dasselbe zu nehmen wünschen, um es für ihre Studien zu verwerten, zugänglich ist

Um den Aufbau der Schau- und Studiensammlung nach wissenschaftlicher Methode hat sich der mit der Leitung der vorgeschichtlichen Abteilung vom Vorstand beauftragte Prähistoriker Raddak in Prenzlau besonders ver-

dient gemacht. Derselbe ist auch bei der Erforschung, Vergung, Wiederherstellung und Einordnung des erworbenen vorgegeschichtlichen Kulturnachlasses erfolgreich tätig gewesen

Die Schausammlung konnte bereits zu der am 9. Juni 1934 begonnenen Feier des 700-jährigen Bestehens der Stadt Prenzlau zur Geltung kommen und wurde auch, namentlich während der eigentlichen Festwoche, fast täglich von zahlreichen Altertumsfreunden betrachtet und bewundert. Aus Anlaß der Jubiläumsfeier hatte der Vereinsvorstand in dem Südflügel des Dominikanerklosters zwei neue Räume einrichten lassen und in diesen eine historische Sonderausstellung angelegt. Sie wurde am 9. Juni in dem als Versammlungsraum dienenden Refektorium von dem Vorsitzenden Dr. Schwarz mit einer auf den Zweck und die Bedeutung der Ausstellung hinweisenden Ansprache feierlich eröffnet. In dem vorderen, mit dem Refektorium in Verbindung stehenden größeren Raum war in der Mitte in einer Vitrine, zu beiden Seiten derselben auf Tafeln und an den Wandflächen zahlreiche, interessante, wertvolle Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit der Stadt, in Museums- und Privatbesitz befindliche Schriftstücke, Drucksachen, Bildnisse, geschliffene Glaspokale, bemaltes Porzellan und verschiedene andere figürliche Darstellungen, zur Ansicht ausgestellt. Der sich anschließende kleinere Raum enthielt die Einrichtung eines sogenannten Biedermeier-Zimmers, wie solche seinerzeit auch in Prenzlauer Bürgerwohnungen vorhanden waren. Durch diese Darbietungen hat sich auch unser Verein bemüht, zu der im ganzen glänzend verlaufenen Jubiläumsfeier der alten uckermärkischen Hauptstadt einen, wenn auch nur bescheidenen Beitrag zu liefern

Von der Vereinszeitschrift erschien im Jahre 1932 das 4. Heft des 8. Bandes. Dasselbe brachte den Inhalt des auf der Hauptversammlung am 9. Dezember 1931 von Dr. Siebarth gehaltenen Vortrags über den uckermärkischen Landvogt Hans von Arnim zur Zeit der Einführung der Reformation als Beitrag zur Geschichte der uckermärkischen Landvogteiverfassung mit Facsimiles der Handschrift des Landvogts von Arnim und seines Nachfolgers, des Grafen Wilhelm von Hohenstein, der Siegel des Hans von Arnim und des Kurfürsten Joachim II., sowie der in Kupfer gestochenen Bildnisse der beiden Landvögte des 18. Jahrhunderts, des Kriegsministers Georg Dietlef von Arnim auf Boitzenburg und des Geh. Justizrats Christian von Berg auf Schönfeld. Den Abschluß bildet ein Abdruck der im Hausarchiv zu Boitzenburg im Original erhaltenen, auf Pergament geschriebenen Bestallung des Kurfürsten für Hans von Arnim als Landvogt der Uckermark und Vertreter des Kurfürsten in diesem Bezirk vom 25. Dezember 1536. Einen weiteren wertvollen Beitrag lieferte Dr. Siebarth in diesem Heft mit der Betrachtung über die Bedeutung der ständischen Urkunden und Akten, die sich in dem reichhaltigen zentralen Archiv der Provinzialverwaltung in Berlin befinden. Das Ständearchiv gliedert sich in das Urkundenarchiv für die Zeit von 1521 bis 1733 und in das Aktenarchiv für die Zeit von 1520 bis 1822. Außer diesem Material kommen noch die im Geh. Staatsarchiv aufbewahrten uckermärkischen Archivalien, die älteren Schopregister, Rechnungsbücher und Akten, betreffend Ritterschaft und Städte, Hufen- und Siebelschop in Betracht

Diese ergiebigen Quellen dürfen bei einer auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Einzel- oder Gesamtdarstellung ufermärkischer Geschichte nicht mehr unberücksichtigt bleiben. / Eine Jahresversammlung der Vereinsmitglieder fand im Jahre 1932 nicht statt, da die auf allgemeinen Wunsch in Prenzlau im Mai angeordnete Frühjahrstagung des Bundes Brandenburgischer Museen und des Verbandes Brandenburgischer Geschichtsvereine den Mitgliedern unseres Vereins Gelegenheit bot, an den reichhaltigen Darbietungen zur Förderung der Heimatkunde teilzunehmen. Veranstaltet wurden öffentliche Sitzungen mit Vorträgen und Beratungen, Führungen durch die Sehenswürdigkeiten der alten ufermärkischen Hauptstadt, ein ufermärkischer Heimatabend mit musikalischen und rezitatorischen, zum Teil in heimatlichem Dialekt gehaltene Darbietungen, sowie einer von dem Superintendenten Dr. Nagel vorgetragenen Betrachtung und Würdigung der Eigenart des ufermärkischen Landschaftsbildes, von dessen abwechslungsreicher, anmutiger Gestalt und Schönheit sich die Teilnehmer bei einem als Abschluß der Tagung unternommenen Ausflug durch einen Teil des Prenzlauer und Templiner Kreises nach Boitzenburg und Lychnen überzeugen konnten

Beide Verbände tagten gemeinsam im Juni 1933 in der Spreewaldstadt Lübben, mit einer Fahrt durch den Spreewald nach Lübbenau zu einem Besuch des dortigen Heimatmuseums und des mit zahlreichen wertvollen Kunsterzeugnissen und Andenken aus altem Familienbesitz ausgestatteten Schlosses der Grafen zu Lynar, und im Mai des folgenden Jahres in Perleberg. Nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten dieser alten, auf einer Insel des Stepnitzflusses im 13. Jahrh. angelegten deutschen Stadt, des Rathauses mit der ehemaligen Gerichtslaube und dem Roland, der Jakobikirche und des Heimatmuseums führte eine Autofahrt durch die Lenzer Wische, wo unter sachkundiger Führung das Hünengrab von Mellien, die altertümliche Stadt und Burg Lenzen und das von niederländischen Kolonisten angelegte Moordorf Möblich besichtigt wurden. Der Bund Brandenburgischer Museen veranstaltete seine Herbsttagungen allein im Jahre 1932 in Berlin und Bernau, 1933 in Berlin und Rathenow, 1934 in Lehnin und Beelitz

Diese Tagungen mit wissenschaftlichen Vorträgen, Ansprachen, Beratungen und Besichtigungen von Altertümern vermögen immer wieder neue Anregungen zur Lösung von Aufgaben der Heimatgeschichte und Heimatkultur zu geben. Die durch den Zusammenschluß der Museums- und Geschichtsvereine der Provinz Brandenburg erstrebte einheitliche Mitwirkung zur Erforschung und Vertiefung der Heimatkunde durch eine zweckmäßige Verwertung des in den Museen vorhandenen Anschauungsmaterials zur Förderung der Handwerks- und Kunsterzeugnisse stellt jedem Verein mancherlei, nicht immer leicht zu lösende Aufgaben, wie die Sammlung der Flurnamen, die Erschließung der Privatarchive, die Vorarbeiten für einen historischen Atlas und für die Herstellung eines Inventars der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler

Prenzlau, im Juni 1935

J. D. v. d. Hagen

# Jahres-Rechnungen:

## 1932

### Einnahmen:

Bestand am 31. 12. 1931 .....	RM 463,42
Mitgliedsbeiträge .....	RM 740,00
Beihilfen u. kulturelle Wohlfahrt	RM 1011,25
Eintrittskarten, Fotos u. Schriften	RM 459,80
Zinsen und Verschiedenes .....	RM 304,79

---

RM 2979,26

### Ausgaben:

Gehälter und Vergütungen ....	RM 676,27
Versicherungen .....	RM 294,60
Erwerbungen und Forschungen ..	RM 152,70
Beiträge, Schriften, Anschaffungen	RM 96,55
Museumstagung u. Verschiedenes	RM 472,08
Abzahlungen und Zinsen .....	RM 997,12
Bestand am 31. 12. 1932 .....	RM 289,94

---

RM 2979,26

## 1933

### Einnahmen:

Bestand am 31. 12. 1932 .....	RM 289,94
Mitgliedsbeiträge und Spenden	RM 754,45
Beihilfen u. kulturelle Wohlfahrt	RM 2006,45
Eintrittskarten, Fotos u. Schriften	RM 341,58
Zinsen und Verschiedenes .....	RM 107,70

---

RM 3500,12

### Ausgaben:

Gehälter und Vergütungen ....	RM 603,40
Versicherungen .....	RM 295,20
Beiträge und Schriften .....	RM 44,00
Erwerbungen und Forschungen ..	RM 523,10
Abzahlungen und Zinsen .....	RM 418,07
Ausgaben zur Verwaltung ....	RM 261,24
Bestand am 31. 12. 1933 .....	RM 1355,11

---

RM 3500,12

## 1934

### Einnahmen:

Bestand am 31. 12. 1933 .....	RM 1355,11
Mitgliedsbeiträge und Spenden	RM 849,20
Beihilfen u. kulturelle Wohlfahrt	RM 841,46
Eintrittskarten, Fotos u. Schriften	RM 1017,92
Zinsen und Verschiedenes .....	RM 330,77

---

RM 4394,46

### Ausgaben:

Gehälter und Vergütungen ....	RM 728,96
Versicherungen .....	RM 305,60
Erwerbungen und Forschungen ..	RM 2179,13
Beiträge und Schriften .....	RM 18,34
Zur 200-Jahrf. der Stadt Prenzlau	RM 620,97
Abzahlungen und Zinsen .....	RM 160,50
Ausgaben zur Verwaltung ....	RM 233,10
Bestand am 31. 12. 1934 .....	RM 147,77

---

RM 4394,46

Prenzlau, im Mai 1935

**Der Schatzmeister**  
Hermann



Jahres-Berechnungen

1833

1834

1835